

Sozialanthropologisches Arbeitspapier

Georg Elwert:

Feldforschung

Orientierungswissen und kreuzperspektivische Analyse

Freie Universität, Berlin

2002

<i>Einleitung</i>	3
1. Zur Geschichte der Feldforschung	3
2. Die methodische Raffinierung alltäglicher Strategien als Inhalt von Feldforschung	4
2.1 Der Erwerb von Orientierungswissen	5
2.2 Das Betreten von Fettnäpfchen: konflikthche Thematisierung - die (ungewollte) Provokation	7
2.3 Dem Konflikt nachspüren: Indirekte Erfragung und die Formulierung von Glaubwürdigkeitsmodellen	8
3. Der Hiatus von Erleben und Bericht	9
3.1 Feldforschung und wissenschaftliche Mythen	10
3.2 Bluff und Desinformation als bewusste und unbewusste Prozesse	11
3.3 Das Problem der Sprache	12
3.4 Fassaden	14
4. Formen der Forschung	15
4.1 Forscherstrukturierung und Subjektstrukturierung als komplementäre Typen der Gespräche	15
4.2 Methodisches Arbeiten als Form der Handwerksethik	17
4.3 Vom Ideal des Holismus zum kreuzperspektivischen Methodenbündel	17
Kreuzperspektivisches Forschen	18
Spreizung der Zugänge	18
<i>Exkurs: Ein Methodenbündel</i>	20
1) Protokoll	20
2) Semantik	20
3) Teilnahme und Beobachtung	21
3.1 Teilnahme an alltäglichen Prozessen	21
3.2 Teilnahme am Außeralltäglichen	22
4) Zyklen der Zeit	22
4.1 Tageszyklus	22
4.2 Jahreszyklus	22
4.3 Lebenslauf	22
4.4 Weitere Zyklen	23
5) Systematische Information durch Gespräche	23
5.1 Emische Formen der Belehrung/Information:	23
5.2 Fremdstrukturierte Information - Gruppeninterview, Einzelinterview	24
6) Quantifizierende Verallgemeinerung	24
6.1 Ökographie	24
6.2 Die themenbezogene Erhebung	25
7) Indirekte Erfragung von Konflikten	25
5. "Sekundäre" Aspekte - Der Kulturschock der Rückkehr	25
<i>Bibliographie</i>	29
<i>Anhang: Notizen zur Geschichte der Ethnologie</i>	<i>Fehler! Textmarke nicht definiert.</i>

Einleitung

Wer über den Begriff und die Praxis der Feldforschung schreibt, darf nicht verschleiern, dass sich deren Verständnis und Praxis im historischen Verlauf erheblich verändert haben. Entstanden als Seitenzweig des Genres der Reportageliteratur, jedoch zugleich von einem Anspruch wissenschaftlicher Methode getragen, verwandelte sich diese Forschungspraxis und die ihr zugehörige Berichtsform in mehr als nur "eine" Methode Feldforschung, sondern in ein konsistentes Bündel von Methoden, die nur im wechselseitigen Bezug aufeinander "Feldforschung" konstituieren.

Was Feldforschung ausmacht, blieb merkwürdigerweise gerade in jener heroischen Phase, als sich das Fach Sozialanthropologie/Ethnologie konstituierte, merkwürdig verschwommen. Dass damals etwas im Unklaren gelassen wurde, hing m.E. mit dem Spalt, dem Hiatus, der zwischen Erleben und Bericht klafft, zusammen. Durch die literarische Form der Darstellung wurde er überspielt. Dieser Hiatus ist heute noch bedeutsam, da er charakteristischen Arbeitsproblemen von Feldforschern führt.

Unter Feldforschung verstehen wir eine Forschung, bei welcher sich die Forscherin oder der Forscher in den Realkontext des zu Untersuchenden hinein begeben. Zentral für die Erkenntnis des fremden Seins sind - so meine These - methodisch verfeinerte Alltagsstrategien. Die wichtigsten Informationen erwerben wir i.A. nicht durch gezielte Methodenanwendung sondern durch die Aneignung von Orientierungswissen. Charakteristisch für die Aneignung von Orientierungswissen ist ein kreuzperspektivisches Vorgehen - etwas, was sich m.E. zu einem methodischen Postulat verfestigen sollte. Besonders relevant für Erkenntnisse über Strukturen sind jene Informationen, welche uns gegenüber (nur) in einer konfliktiven Situation thematisiert werden - etwa beim Betreten von Fettnäpfchen. Wenn man ein Fettnäpfchen betritt, entsteht nicht nur ein Konflikt, sondern es wird zugleich - ungewollt - eine Regel zum Thema gemacht, sie wird konfliktiv thematisiert. Das konfliktive Thematisieren wird jedoch in den veröffentlichten Protokollen aus Feldforschungen eher ausgeklammert. Konflikte anderer Menschen sind hingegen häufig Gegenstand unserer Berichte oder Hintergrund für Argumente über Interessen und Macht. Wie werden diese Informationen über Konflikte aber validiert? Sollen wir sie wegen dieser Schwierigkeit ausklammern? Das tun wir ja auch im Alltag nicht. Vielmehr benutzen wir auch im Alltag häufig - jedoch meist unbewusst - eine Strategie der Bewertung, die wir in der Sozialforschung explizit und überprüfbar machen müssen. Der erforderliche methodische Schritt ist die Konstruktion von Glaubwürdigkeitsmodellen, welche als generalisierte Modelle m.E. selbst der empirischen Überprüfung zugänglich sein müssen.

Dieser Text stellt zuerst die Probleme vor, die sich aus dem Forschungs hiatus ergeben. Das Problem der Forschung wird dann deutlicher, wenn wir den methodischen Zugang ent-exotisieren. Im Grundsatz handelt es sich um die Verfeinerung von Alltagsstrategien der Erkenntnis. Dies stelle ich unter dem Stichwort "kreuzperspektivisches Vorgehen" vor. Dann wenden wir uns dem Problem der Überprüfbarkeit zu und stellen schließlich einzelne Methoden vor, die im Bündel ein kreuzperspektivisches Vorgehen ermöglichen.

1. Feldforschung als Schlüsselbegriff oder vager Verweis

Feldforschung wurde im 20. Jahrhundert zu einem Schlüsselbegriff¹. Wir müssen uns allerdings fragen, ob es tatsächlich ein Begriff oder nicht nur ein vager Ausdruck ist, der je nach Autor etwas Unterschiedliches bezeichnet und nur durch seinen Assoziationsreichtum so attraktiv ist. Feldforschung weckt die Assoziation, für einen Teil seines Lebens einmal ein anderer gewesen zu sein, für ein Jahr seines Lebens einmal Indianer gewesen zu sein und dadurch eben auch "als Indianer" hier etwas über das Indianertum berichten zu können. Das schafft ein Prestige, an dem wir heute noch teilhaben.

Im Gegensatz zur Laborforschung, die im 19. Jahrhundert in Chemie, Agrarwissenschaft, Physik und Psychologie bewunderte Erfolge errang, entstand in den Agrarwissenschaften die Feldforschung. Denn man hatte erkannt, dass vieles, was im Labor klappte, bei der Übertragung in die größere Komplexität einer natürlichen Umwelt scheiterte. Mit ähnlichem Ziel entstand parallel zur Laborpsychologie die Völkerpsychologie. Mit der Präzision einer Naturwissenschaft wollte man für die Praxis nützliche Erkenntnisse gewinnen. In diesem Prozess wanderte der Ausdruck Feldforschung mit. Die Form der Praxis, freilich war schon älter. Schon seit dem 18. Jahrhundert verbrachten Forschungsreisende, wie Georg Forster oder Heinrich Barth, lange Aufenthalte von mehreren Monaten bis zu mehreren Jahren an einem Ort, um geographisch zu vermessen, die Natur zu beobachten und von den Einheimischen zu lernen. Bronislaw Malinowski belegte dann am Anfang des 20. Jahrhunderts diese

¹ In den ersten beiden Auflagen dieses Textes fand sich noch eine längere Ausführung zur Geschichte der Feldforschung. Diesen werde ich separat als Arbeitspapier veröffentlichen.

alte Praxis mit dem damals noch relativ neuen Ausdruck "fieldwork" und schuf damit eine Referenz, die für Außenstehende wie ein methodisches Werkzeug wirkte.

Hinter der literarischen Brillanz seiner wissenschaftlichen Darstellungen, deren Rezeption das Paradigma von Feldforschung schuf, verschwand die Härte und Ungewissheit des Feldforschungsalltags. Dies war ein Problem für die Generation jener, die in fernen Ländern versuchten, dem Vorbild nachzueifern. Den Schülern wurde gesagt, sie sollten runterfahren, Chinin als Medikament gegen die Malaria mitnehmen und Streit mit den Kolonialautoritäten vermeiden. Die Ratschläge an den angehenden Feldforscher waren dürrig und es fehlte der Verweis auf das Leiden durch fehlende Orientierung. Ohne gesellschaftlichgesetzte Referenzpunkte ist es schwer zu erraten, was gemeint ist und von wo Gefahren drohen. Das führte dazu, dass ein großer Teil der Forscher im Feld selbst von einem manifesten Gefühl des Scheiterns so überwältigt wurden, dass sie ihre Forschungen aufgaben. Es gehört nicht nur Härte, es gehört Hartnäckigkeit und ein intensiver Glaube an sich selbst dazu, um in dieser Situation angesichts brillanter Vorbilder und einer widrigen Umwelt zu bestehen. Mehr noch, man muss verwirrende Eindrücke ordnen und daraus dann ein theoretisch aussagekräftiges Werk schreiben².

Es waren aber nicht solche Beobachtungen im Felde, sondern die stilistische Parallelität der erfolgreichen Feldforschungsliteratur mit zeitgenössischen Romanen, die dann in der *Writing Culture Debate* zu einer großen Problematisierung ausgeweitet wurde (Clifford + Marcus 1986). Dort hieß es, die ethnographischen Texte seien im Wesentlichen literarischen Modellen geschuldet und insofern sei auch die Qualität der Information anzuzweifeln. Dies übersieht allerdings die Flexibilität der literarischen Form. Auch in dramatisch spannender Form lässt sich ein faktengetreuer Bericht liefern. Dramatisierung kann man auch dadurch erreichen, dass man relevante Punkte andeutet, eine große Spannungsbrücke schlägt, um sie dann am Schluss zu enthüllen, ohne dass dieser literarische Kunstgriff die Substanz der Information tangieren muss. In dieser Debatte wurde überraschenderweise auch übersehen, dass die Beschreibung der fremden Welt im Roman selbst ethnographischen Vorbildern verpflichtet war, und die Autoren Autobiographisches verarbeiten wollten. Mit der Aufnahme von ausgesprochen präzisen Detailschilderungen entfalteten sie einen dokumentaristischen Ehrgeiz. Vorbild war die aufklärerische autobiographische Reportage des jungen Rechtsanwalts Henry Dana (1840) von der Knechtschaft auf den Segelschiffen.

Der Nachweis literarischer Vorbilder allein kann also den Zweifel an der "ethnographischen Autorität" (Clifford 1988) noch nicht begründen. Die Falsifikation am Material müßte hinzukommen. Nicht (immer) durch den Stil, wohl aber dadurch, dass sie uns ihre Feldnotizen in den Archiven hinterließen und die Umstände ihrer Forschung mit Zeit und Ort klar benannten, haben sich die Gründerväter der Disziplin wie Boas, Malinowski, Thurnwald und Mead vom literarischen Genre des Romans oder der Reportage differenziert. Dadurch ermöglichten sie anderen, sie zu kritisieren, indem ihre Daten gegen den Strich gebürstet wurden. Überprüfbarkeit im naturwissenschaftlichen Sinne war ihre Maxime.

In dieser Debatte wurde eine ältere Forderung wieder aufgenommen, freilich ohne die Quellen zu benennen: die Forderung nach Multivokalität. Der Vielfalt der Stimmen und Perspektiven, die sich uns im Feldaufenthalt vermitteln, soll auch in der Darstellung Raum gegeben werden. Franz Boas sah als Problem, was man denn eingezwängt von Fragelisten und Forschungshypothesen erkennen könne (s. Elwert 2001). Wie kommt man zu dem nicht Erwarteten, was aber für die Einheimischen einen hoch relevanten Zusammenhang darstellt? Er motivierte daher seine Studenten, spontane Erzählungen, Mythen, Gesänge und nicht zuletzt auch Lebensgeschichten aufzunehmen. Die Perspektive der Untersuchten muss gleichgewichtig zu unseren Fragen Gegenstand der Forschung sein.

2. Die methodische Raffinierung alltäglicher Strategien als Inhalt von Feldforschung

Wenn Feldforscher überhaupt über die Quellen ihrer Erkenntnisse berichten und es nicht vorziehen, sie im "Inspiration" suggerierenden Halbdunkel zu lassen, werden meist leicht formalisierbare Verfahren wie Interviews in den Vordergrund gestellt. Die Masse der uns berichteten Informationen entstammt jedoch - so meine These - alltäglichen Erkenntnisstrategien, wie wir sie in mehr oder weniger raffinierter Form immer bei der Erkundung fremder Kontexte verwenden. Die Besonderheit von sozialanthropologischer Feldforschung liegt nun darin, bzw. sollte darin liegen, dass wir diese Erkenntnisstrategien bewusst, systematisch und überprüfbar verwenden.

² Die Probleme, die sich so stellten, sind erst fast ein halbes Jahrhundert später reflektiert worden in dem brillanten - als Roman getarnten - autobiographischen Text *Return to laughter* von Laura Bohannon (Pseudonym Elenor Bowen 1984), einer ausgesprochen präzisen Beschreibung des von ihr erlebten Alltags der Forschung unter den Tiv in Nigeria. Wir erkennen hier, wie sehr die von uns eingenommene bzw. uns zugewiesene Rolle unsere Perspektive prägt. Wir sehen ein Feld widersprüchlicher Interessen und widersprüchlicher Darstellungen von Gesellschaft, in welchen wir uns bewegen.

2.1 Der Erwerb von Orientierungswissen

Wann immer wir uns in einer fremden Umgebung bewegen, eignen wir uns Orientierungswissen an³. Die meisten Menschen nehmen dazu unbewusst unterschiedliche Perspektiven (aus unterschiedlichen Handlungszusammenhängen und von unterschiedlichen Akteuren) auf, welche sie zu einem "räumlichen" Bild synthetisieren. Dieser Prozess ist uns so selbstverständlich, dass wir ihn im allgemeinen nicht wahrnehmen. In der Methodenliteratur wird dieser Prozess nicht beschrieben; er wird freilich berührt in den Ausführungen zum Begriff der Enkulturation (welcher zugleich auf das wichtige Thema der Rollenzuweisung zielt).

Es gibt freilich auch Menschen, die im fremden Kontext aus Ängstlichkeit nur der Perspektive eines einzigen Führers vertrauen mögen und sich, wenn es irgend geht, auf einen einzigen Handlungszusammenhang beschränken. Dies kennzeichnet die Anfangsphase vieler Feldforschungen. Gefährlich ist es, wenn man dabei stehen bleibt, und diese Verengung literarisch oder methodisch verbrämt. Es hilft, nach einigen Wochen Bilanz zu ziehen und sich zu fragen, welche Perspektiven man sich zu eigen gemacht hat. Wenn eine Lokalgruppe aus zwei streitenden Hälften besteht, sollte man Menschen von beiden Seiten gehört haben. Man muss sich darüber hinaus fragen, hat man nicht nur per Fragenliste sondern auch im offenen Gespräch zur Lebensgeschichte Menschen folgender Kategorien gehört: Arme, Reiche, Junge, Alte, Männer, Frauen. Wenn man die Kategorien kreuzt, ergibt das acht Gespräche. Das erscheint als wenig; die dazu notwendigen Vertrauensbeziehungen zu knüpfen ist jedoch nicht einfach.

Es heißt, dass der Feldforscher durch seine Teilnahme am Alltag einer fremden Gesellschaft dort enkulturiert werde. Was dies sei, wird selten genauer beschrieben oder mit emotional erschlagenden Metaphern umschrieben. So spricht man von einer zweiten Sozialisation oder davon dass die Informationen über das Fremde quasi osmotisch durch die Haut in den hinzugezogenen Menschen eindringen (Nadel 1947). Der Mythos von der durchlässigen Haut ist nur einer von vielen. Die Metapher der zweiten Sozialisation ist, wie Lentz (1989) zeigt, nicht weniger problematisch. Bei einer Sozialisation als Kind wird der Mensch im Regelfall nicht strategisch eingesetzt und manipuliert. Auf die Gegenwart bezogen, ist sein (Fehl-)Handeln nicht besonders relevant. Der Feldforscher hingegen wird manipuliert, wird strategisch eingesetzt als Allianzpartner, Prestigeobjekt oder als Sündenbock und Orientierungspunkt für eine politische Orientierung. Hier erscheint mir zur Charakterisierung von Feldforschungssituationen die Metapher eines Ballspieles zu passen, bei welchem der Forscher als Ball mitwirkt.

Diese passive Rolle ist schwer vermeidbar; es sei denn man zöge als Besatzungsoffizier ein. Manchem und mancher ist diese Position des Spielballs eine Last. Man zog ja nicht gerade in die Fremde, um Autonomie über die Gestaltung seiner Rolle zu verlieren. Eher im Gegenteil. Drei produktive Lösungsstrategien konnte ich beobachten: 1. Man versucht, den Hintergrund der eigenen Tätigkeit deutlich zu machen. Das setzt voraus, dass zumindest vage - und nicht negative - Vorstellungen von der Wirkung wissenschaftlichen Berichtens vorhanden sind, oder die Berufsrolle der Wissenschaftlerin und des Wissenschaftlers soweit verstanden wird, dass Qualifikationsarbeiten einen nachvollziehbaren Sinn haben. 2. Man versucht sich "nützlich" zu machen. Neben der Forschung entstehen so Unternehmungen der Entwicklungshilfe, Sozialhilfe, Wirtschaftsförderung oder Bildungsunternehmen (Elwert 1983 b). 3. Man gewinnt ironische Distanz zur eigenen Tätigkeit wie Laura Bohannon (Elinor Bowen 1984) oder Nigel Barley (1989).

Metaphern wie zweite Sozialisation oder Osmose sind insofern folgenreich, als sie zu akzentuierten Minderwertigkeitsgefühlen führen können. Wer würde es wagen auch nur bezogen auf die eigenen Gesellschaft zu sagen, dass er oder sie für sie sprechen könne. Und doch wird der Anspruch formuliert, nach längerem Aufenthalt "den Geist der fremden Kultur" erspüren zu können. Diese Metaphern sind irreführend. Wir wissen, dass manche Menschen sich lange Zeit in einer fremden Kultur aufhalten können und dabei ihr Wissen über diese Kultur auf das Minimum der halbwegs konfliktfrei zu beherrschenden Regeln zur Gewähr des täglichen Unterhalts beschränken - von Osmose keine Spur. Die Metaphern geben sicher emotionale Erfahrungen wieder. Sie sind jedoch nicht geeignet sind, zu einem besseren Verständnis des vom Feldforscher zu bewältigenden Prozesses beizutragen. Denn es geht darum, die Eigenheiten des individuell durchgemachten Erwerbs von Orientierungswissen und die daraus möglichen Auswirkungen auf das gesammelte Material zu analysieren.

Präziser hat man die Enkulturation auch als ein Rollenlernen beschrieben. In der Tat eignet sich der Feldforscher, ob er es will oder nicht, eine Rolle an bzw. - und dies ist weitaus häufiger - wird ihm gegen sein Widerstreben eine bestimmte Rolle auf den Leib geschrieben (Agar 1980, Elwert-Kretschmer 1985, Josten 1990). Fast immer ist dies jedoch eine speziell auf Fremde, Außenseiter oder Marginale zugeschnittene Rolle und auch insofern dies mehrere Rollen sein mögen, betreffen diese nur einen winzigen Ausschnitt aus dem Rollenset, welcher die gesamte zu untersuchende Gesellschaft ausmacht. Diese Rollenübernahme ist insofern für die Bewertung von Feldinformationen wichtig, als sie den Fluss der Informationen steuert. Bisweilen spüren wir das daran, dass die Befragten eher zögerlich antworten, weil sie eine Information der Steuerbehörde durch uns befürchten.

³ In der phänomenologischen Soziologie spricht man von handlungsleitendem Wissen. Ich bin mir nicht sicher, ob der von mir vorgeschlagene Ausdruck "Orientierungswissen" tatsächlich das Gleiche meint. Ich möchte akzentuieren, dass Orientierungswissen handlungsleitend ist, aber auch über die realen Handlungsmöglichkeiten hinaus Hoffnungen und Ängste thematisiert.

ten oder sie mögen die Größe ihrer Feldflächen übertreiben, weil sie uns für Mitarbeiter der Landwirtschaftsbehörde halten und auf Düngemittelgaben hoffen.

Wenn einer jungen europäischen Feldforscherin in Malaysia die Rolle einer jungen Frau zugewiesen wird, bedeutet das, dass sie auch alle Schicklichkeitsregeln einhalten muss, die mit dieser Rolle verbunden sind. Sie kann nur noch in Begleitung und nur zu wenigen festgelegten Anlässen das Haus verlassen. Große Bereiche der sozialen Realität die sie durch direkte Beobachtung und persönliche Interviews erkunden wollte, sind ihr nun verschlossen. Andererseits hat sie aber als zu einem Haushalt gehörige Frau auch an Informationen teil, von deren Erschließbarkeit sie nichts geahnt hatte. Der Tratsch z. B. und seine kontrollierende Funktion werden offen vor ihr ausgebreitet (Elwert-Kretschmer 1985).

Bevor wir das erste Mal ausreisen, stellen wir uns den Feldforscher, weil wir selber diese Rolle annehmen wollen, als ein Wesen vor, welches grundsätzlich offen gegenüber unbekanntem und unerwarteten Sachverhalten ist. Die Fülle der Informationen, vor allem der verblüffenden Informationen, welche uns aus den prominenten vielzitierten Feldforschungsberichten entgegen springt, verfestigt dieses Bild. Tatsächlich jedoch ist der Feldforschungsbericht eine stete Balance zwischen der dem Menschen eigenen Neugierde einerseits, welche wir zügeln oder fördern durch unsere wissenschaftlichen Fragestellungen, und der Notwendigkeit die Integrität unserer Person selbst zu organisieren. Wir stehen einer Fülle von überraschenden Eindrücken gegenüber und insbesondere müssen wir uns damit auseinandersetzen, dass uns eine Rolle zugewiesen wird, welche nur sehr wenig unserem Autostereotyp entspricht. Wir werden etwa als jüngere unverheiratete Tochter kategorisiert und können nach den Schicklichkeitsregeln das Haus nur noch in gezielter Begleitung verlassen, werden von einer großen Zahl relevanter Kontakte abgeschlossen und vor allem wird uns professionalisierte Neugier nicht mehr als Rolle zugestanden (Elwert-Kretschmer 1985: 8-27).

Die Verwirrung durch die Vielfalt der Eindrücke stellt dem handelnden Individuum das Problem, woran man sich denn nun orientieren könnte. Dies kann entweder Übersprungshandlungen provozieren, ähnlich dem Huhn, das nicht weiß, ob es angreifen oder fliehen soll und stattdessen repetitiv im Sande scharrt. Die Analogie wäre zwanghaftes Sammeln oder auch eine fast katatonische Starre, eine Flucht in Krankheit oder Rückzug in die Depression. Die Handlungsfähigkeit der Feldforscher muss immer wieder neu hergestellt werden, als Balance zwischen der Aufrechterhaltung persönlicher Integrität ("Identität") und als professionelles Handeln reinterpretierter Neugierde.

Gelegentlich träumen Feldforscher davon, sich aus jeder Rollenzuweisung heraushalten zu können und so einen idealisierten Gesamthorizont erlangen zu können. Das ist eine Illusion. Ein Mensch ohne Rolle schließt keine Verhaltenserwartung aus - auch nicht die schlimmste. Mit dieser Komplexität kann niemand umgehen. Wenn dieser Fremde nicht vertrieben wird, wird ihm oder ihr zumindest insgeheim eine Rolle zugeschrieben.

Bescheidener sollten wir statt von Enkulturation von einer (spontanen) analytischen Aufnahme von **Orientierungswissen** sprechen. Orientierungswissen wird im Allgemeinen ungeplant erworben. Es geht immer auf eine analytische Wahrnehmung zurück, insofern als wir nur jene Wahrnehmungen auch abspeichern können, die zumindest grob einkategorisiert wurden. Dieses Orientierungswissen kann später im Dialog mit Kollegen oder im stummen Dialog mit dem Manuskript abgefragt werden. Gerade weil es eine Überlebensnotwendigkeit ist, Orientierungswissen zu erwerben und weil dies infolgedessen spontan geschieht, ist es unserer bewussten Analyse nicht ohne weiteres zugänglich. Das Sortieren und Zuordnen geschieht in ähnlicher Weise wie beim Spracherwerb weitgehend automatisch. Hier kann das Führen eines Tagebuchs helfen. Je länger der Aufenthalt ist, desto mehr Informationen werden selbstverständlich und nicht mehr bewusst wahrgenommen. Das ist insofern ärgerlich, als es ja Aufgabe des Feldforschers ist, Strukturen aufzuzeichnen. Das sich Wiederholende, das Iterative, macht die Strukturen des Alltäglichen aus. gerade die iterativen (sich wiederholenden) Strukturen des Alltäglichen wiederzugeben. Wir müssen also immer wieder Abstand zu unserem Forschungsalltag gewinnen, um noch Beobachter sein zu können.

Orientierungswissen hat immer auch die Eigenart, dass wir uns, um Handlungen anderer antizipieren zu können, deren Perspektive zu eigen machen. Die Planungsfähigkeit eines jeden Menschen gewinnt, je mehr er die Perspektiven der anderen Akteure nachvollziehen kann. Insofern ist jedes Orientierungswissen **kreuzperspektivisch**, wie ich dies nennen möchte. Es setzt die Aneignung unterschiedlicher Verstehenshorizonte voraus. Hieraus lässt sich, wie wir später sehen werden, eine methodische Arbeitsregel gewinnen.

Das Bild, das wir von einer fremden Umgebung gewinnen, setzt sich aus Gesprächen mit Personen unterschiedlicher Handlungsperspektive und Erfahrungen in unterschiedlichen Handlungszusammenhängen zusammen. Wir kreuzen die Perspektiven. Ähnlich wie bei der Erkundung eines dreidimensionalen Raumes, in welchen wir mindestens zwei Blicke von unterschiedlichen Standpunkten werfen müssen, um ihn uns vorstellen zu können, entsteht bei der kreuzperspektivischen Erkundung ein gesellschaftsräumliches Bild. Dies ist freilich nicht mit dem Bild der Einheimischen identisch! Gerade weil wir Fremde sind, wird uns Manches auffallen, was den Einheimischen selbstverständlich ist oder als unwichtig wenig beachtet blieb. Wir werden auch Widersprüchliches wahrnehmen.

Selbst wenn unsere Relevanzordnung die der Einheimischen wäre, die gleichen Dinge aus den gleichen Gründen für sie und für uns wichtig wären, könnten wir nicht **das** Gesellschaftsbild wiedergeben. Es gibt nämlich nie ein einheitliches Bild der Realität.

Nur in Bereichen hoher Relevanz - dort, wo es um die Bedingungen des Überlebens geht - sind die Bilder der Einheimischen je innerhalb eines Milieus einigermaßen kongruent⁴. In anderen Zusammenhängen jedoch können wir unter Umständen individuelle Variation, Gegensätze und Widersprüche erkennen, wie sie den Einheimischen nicht so bewusst sind. Alfred Schütz schilderte in seinem Aufsatz über den Fremden dessen besonderen Erkenntnis-Chancen mit einer Metapher von Gebirgswanderern (Schütz 1972). Wie in später Abendsonne sehen die Einheimischen nur die Bergkämme und Gipfel der Relevanzstrukturen. Die Fremden hingegen haben dieses Licht nicht und gelangen quer zu den Höhenzügen ziehend in die Täler, in welchen sich die Trümmer stoßen. Diese andere Sicht ist nicht notwendig eine Bessere; wer Handlungsanleitung sucht, mag durch Wissen um Gegensätze sogar ausgesprochen behindert sein. Sie impliziert aber eine besondere Motivation und Chance zur Thematisierung des Gesamtzusammenhanges.

2.2 Konfliktive Thematisierung - Provokation als Methode und die ungewollte Provokation durch das Betreten von Fettnäpfchen

Die Provokation als Methode zu bezeichnen, mag verblüffen. Denn weder die Aktionsforschung noch das ethnomethodologische Experiment - beides in meinen Augen hoch interessante, wenn auch nur mit sehr bewusster ethischer Reflexion einsetzbare Instrumente - sind insofern etablierte Methoden, als sie zum selbstverständlichen Methodeninventar von jemand, welcher eine fremde Kultur erforscht, gehören würden:

Unter einer Aktionsforschung verstehen wir eine gezielte Aktivität, die durch soziales Handeln eine Verbesserung von Lebensumständen bewirken soll (Streiffeler + Ngub'Usim 1984). Insofern durch Macht etablierte Verhältnisse angegriffen werden, ist jede Aktionsforschung auch eine Provokation. Beim ethnomethodologischen Experiment (nach Harold Garfinkel 1967) werden die Randbedingungen alltäglicher Interaktionen so lange variiert, bis es zum Interaktionszusammenbruch kommt. Man verletzt etwa beim Begrüßungsritual die Formen so weit, bis es zu Unverständnis oder Verstörung kommt. Im Rückschluss erkennt man dann die Bedingungen der Normalität.

Aktionsforschung und das ethnomethodologische Experiment haben insbesondere dann Sinn, wenn man mit einer Situation sehr vertraut ist und alles als selbstverständlich erscheint.

In Süd-Bénin, in seiner eigenen Gesellschaft führte Hippolyte Amouzouvi eine Feldforschung zu dem Phänomen durch, dass religiöse Kulte mit einem klaren Erwerbsziel gegründet werden. Ein neuer Vodun oder eine neue Sekte als "business" war dort für seine Gesprächspartner aber derart banal, dass sie ihm auf seine Fragen nur antworteten: "Aber das weißt du doch schon; du bist doch von hier!". Er ging dann dazu über, provokative Thesen zu formulieren, die Unverständnis zeigten. Zwei von 26 in dieser Weise befragten Personen brachen dann auch, wie erwartet, das Gespräch ab. Die andern aber verteidigten sich oder erklärten den Zusammenhang aus ihrer Sicht (15 von ihnen beides).

Für Fremde scheint es mir jedoch naheliegender, erst einmal die ungewollten Provokationen der eigenen "intrusiven" Anwesenheit als Erkenntnismöglichkeiten zu nutzen, bevor man zur geplanten Provokation schreitet.

Das Thema der Provokation wird auch unter dem Stichwort der "Intrusion", des Eindringens, angesprochen, ohne dass sich die Autoren bewusst sind, dass sie hier eine der wesentlichen Form unseres Zugangs zum fremdkulturellen Sein beschreiben: Viele beklagen, dass der Forscher im unvertrauten Felde die "natürlichen" Abläufe störe. Das ist zum Teil richtig. Vor der Metapher "natürlich" müssen wir uns aber bei Gesellschaften hüten. In diesem Zusammenhang ist es besonders wichtig, darauf hinzuweisen, dass zum Rolleninventar jeder menschlichen Gesellschaft "der Fremde" gehört. Jede Gesellschaft hat Formen des Umgangs mit Fremden. Defensive Aggressivität gegenüber der potenziellen Bedrohung, umgarnendes Vernetzen mit erhofften Partnern und Erläuterung der eigenen Kommunikationsformen gehören dazu. Das Eindringen als Fremde oder Fremder, diese "Intrusion", ist daher meines Erachtens potenziell auch ein wichtiges Element der Forschung. An erlebten Interaktionen zeigt sich mehr als durch bloßes Zusehen, gerade weil man beim Agieren vieles falsch machen kann. Die Handlungsfehler locken die in jede Gesellschaft eingebauten Reparaturmechanismen hervor. Verhalten wird bewertet (positiv oder negativ sanktioniert, oft in Belehrungsabsicht), Regeln werden explizit gemacht, irriige Annahmen über "Selbstverständlichkeiten" werden durch Interaktionszusammenbrüche deutlich und dann korrigiert.

Meiner Erfahrung nach und nach der Erfahrung der Forscher, die ich befragte, gewinnen wir wesentliche Erkenntnisse dadurch, dass wir in Fettnäpfchen treten. Wir geraten in peinliche Situationen und erkennen dadurch etwas über Regeln von deren Vorhandensein wir nichts ahnten. Dieser alltägliche Konflikt führt dazu, dass Regeln des Verhaltens, die wegen ihrer Selbstverständlichkeit, ihrer Banalität, nie thematisiert werden, auf einmal ausgesprochen werden. Dies sind insofern hochinteres-

⁴ Sowohl ein sozialer Druck, der auf erwartbares oder koordiniertes Handeln zielt, als auch das wiederholte Abschleifen unserer Erfahrungen an der Realität, die Erosion durch die Außenwelt, können als (nicht notwendigerweise gleichsinnige) Faktoren wirken, die zu einer solchen Kongruenz der Gesellschaftsbilder führen.

sante Regeln, als sie uns etwas mitteilen über jene Organisationsformen der fremden Gesellschaft, die unerwartet sind und sich in systematischer Weise von dem unterscheiden, was Alltag in unserer Gesellschaft ist. Diese Erlebnisse sind durch ihre Peinlichkeit aber eben auch so negativ konnotiert, dass sie sich schlecht zum ansprechenden literarischen Berichten eignen (es sei denn im selbstironischen Stil einer Laura Bohannon oder eines Nigel Barley). Wir finden sie - wenn überhaupt - in die Feldforschungsnotizen verbannt.

Gerade in der Interaktion mit dem tapsigen Fremden können die Dinge expliziter gemacht werden, als in der Interaktion zwischen Einheimischen. Die Form der Interaktion mit dem "Eindringling" ist anders als im Alltag. Diese Fähigkeit von Gesellschaften zur "Selbstexplikation" realisiert sich Erfahrung in sehr unterschiedlicher Form⁵. Oft können die Explikationen nur bei großer Vertrautheit mit den normalen Umgangsformen und Reaktionsmustern erkannt werden: in manchen Gesellschaften werden einem Fremden von hohem Status alle Freiheiten zugestanden, so lange dieser freundlich bleibt. Nie würde man ihn direkt auf Unangenehmes an seinem Verhalten direkt hinweisen, ihm erklären was er oder sie gerade für einen Blödsinn gemacht hat. Die Regel heißt Gesicht bewahren, und den Fehltritt so lange wie möglich ignorieren, so tun als sei nichts gesagt worden oder man habe das Gesagte nicht verstanden. Man braucht dann mehr als Sprachkenntnisse, man braucht eine Kenntnis der Kommunikationsregeln, um Andeutungen aufnehmen zu können. Gerade in solchen "höflichen" Milieus kommt es darauf an, Sensibilität für diese so verborgenen Hinweis- und Sanktionsformen zu erwerben. Aber auch in diesen Situationen finden sich explizitere Hinweisgeber. Dies kann der Ranghöchste unter den Gastgebern sein, der die Fremden auch schelten darf; es mag aber auch die Rolle einer marginalen Person, wie die des Barden und Sopttsängers, sein. Bei Personen eines ähnlichen Ranges, wie z. B. junge Leute, die Einfühlungsvermögen in die Situation des Fremden haben und mit diesen sympathisieren, finden wir auch das klare Wort als "Freundschaftsdienst".

Die Explikation legt tiefere Schichten der Gesellschaft frei, als sie der stummen und unbemerkten Beobachtung zugänglich wären. Die Fettnäpfchen, in die wir treten, werden so zum Forschungshilfsmittel. Die Peinlichkeit dieser Erlebnisse verhindert jedoch oft, dass wir sie bewusst als Erkenntnisse über gesellschaftliche Differenz abspeichern oder gar in unseren Tagebüchern notieren. Insofern wird die Beobachtung des Feldforschers selbst zu einem zentralen Forschungsinstrument. Diese Beobachtung wird in erster Linie Selbstbeobachtung sein. Sie kann auch die Form der Supervision, der bewussten Beobachtung durch andere Experten haben. Faszinierend ist es, mit zeitlichem Abstand, der Protokollierung der eigenen Tätigkeiten durch Einheimische zuzuhören. Vertrauen ist hierfür eine Voraussetzung. Die konfliktive Thematisierung provoziert Erkenntnis quer zueigenen Erwartungen und denen unserer Gegenüber. Gerade deshalb sollte sie zu einem systematischen Element der sozialanthropologischen Forschung werden.

2.3 Dem Konflikt nachspüren: Indirekte Erfragung und die Formulierung von Glaubwürdigkeitsmodellen

Ein Paradox scheint es, dass wir viel über die Struktur einer fremden Gesellschaft durch Konflikte lernen, von den Konflikten aber nur selten erfahren. Der Konflikt zeigt uns, gerade in der Konfliktlösung, wo Zentren der Macht liegen. Er zeigt uns auch, was Ordnungsmuster sind, was Kanäle der Konfliktaustragung sind. Der Konflikt und die Handhabung des Konflikts führt zu Emergenz von Institutionen in unserer Wahrnehmung, d. h.: Institutionen treten hervor, von denen wir vorher nichts gekannt hatten.

Was machen wir beim Konflikt? Wir versuchen herauszufinden, was gelaufen ist. Wir sind selten von Anfang an Teilnehmer von Konflikten und haben daher, nachdem der Konflikt abgewickelt wurde, das riesige Problem, dass die Geschichte verschwiegen wird oder zumindest ihre Darstellung einem Konformitätsdruck unterliegt. Auch die, die sich vorher nicht konform verhalten haben, suchen ihre Sicht so darzustellen, als seien sie schon immer der Meinung gewesen, die obsiegt.

Was wir üblicherweise vornehmen, ist eine **indirekte Erfragung**. Die indirekte Erfragung und die entsprechende Bewertung werden häufig vorgenommen, sind aber nur selten in der Forschungsliteratur thematisiert worden (vgl. Jeggle 1984). Wir machen das, was auch der Detektiv im Kriminalroman macht⁶. Indirekte Erfragung heißt, dass wir je für bestimmte Zusammenhänge von Informationen empirisch überprüfbare **Glaubwürdigkeitsmodelle** bilden. Wir nehmen z. B. an, dass eine unstrittene Information, nach der der Informant im strahlenden Lichte erscheint, erst einmal keinen hohen Wert hat, es sei denn, sie wird durch andere Quellen bestätigt. Während eine Information, bei welcher der Informant Schwächen kundgibt, einen hohen Wert hat. Wir bauen Modelle von plausiblen Handlungsmotiven. Im Kriminalroman werden bestimmte Motive bei Mord selbstverständlich als erklärungsstark angenommen. Der Kriminalroman kennt interessanterweise nicht den Mord aus Daffke, aus unerklärbarer Gefühlsregung. Er kennt den Mord aus einem Motiv hoher Plausibilität, welches jedem von uns

⁵ Hier habe ich Florian Schlichting für wichtige Hinweise auf seine Feldforschungserfahrungen in Indonesien zu danken.

⁶ Ob das auch der Detektiv in der Wirklichkeit macht, weiß ich nicht. Der Krimiautor Harry Kemelmann (1978) führte ein wissenschaftliches Verfahren, nämlich den Pilpul der jüdischen Exegese, als eine Methode der indirekten Erfragung vor.

unterstellt werden könnte, insofern rational ist. (Der Verweis auf kontingente Handlungen - den Mord aus Daffke - soll uns daran erinnern, dass die Unterstellung "rationaler" Motive eine Vereinfachung ist!)

Bei der Bewertung solcher Informationen bauen wir in meist spontaner Weise Modelle der Glaubwürdigkeit, welche wir dann unter Umständen empirisch überprüfen können. Wir nehmen etwa an, dass das heimliche Eingeständnis eines Fehlers einen höheren Grad von Zuverlässigkeit hat, als der ohne Zeugen vorgetragene Bericht über vergangene Großtaten. Das ist banal. Tatsächlich benutzen wir im allgemeinen weitaus komplexere Modelle. Solche Modelle - welche leider fast nie expliziert werden - sind keine Spezialität nur unserer Kultur:

Eine Frau im Bezirk von Allada erzählte nach dem Tod ihres Sohnes, der seit vielen Wochen bis einschließlich den Tag seines Todes nicht mehr aus der Hütte gekommen war, sie habe ihn getötet, indem sie sich in eine Hexe verwandelt habe und seine Seele gegessen habe. Ein Teil der Leute in der Gegend glaubte diese Erzählung. Denn wenn sich schon jemand einer schlimmen Sache bezichtigt, ohne dazu gezwungen worden zu sein, was gäbe es Glaubwürdigeres? Andere jedoch bezweifelten diese Erzählung und verwiesen darauf, dass in der Nacht vor dem Beginn der "Krankheit" ein unbekannter Dieb von einem Gewehrschuss am Knie verletzt worden sei. Man habe ihn forthinken sehen und den schweren Blutverlust wahrgenommen. Da aber nirgendwo sich jemand wegen einer schweren Knieverletzung behandeln ließ, könne es sich nur um den Verstorbenen handeln.

Validiert wurde diese Darstellung dadurch, dass allgemein es zwar als schändlich gilt, eine Hexe zu sein, diese Reputation jedoch auch angsteinflößend ist; während es eine weitaus üblere, "tödliche Schande" sei, Dieb oder Mutter eines Diebes zu sein - eine Reputation, die nicht einmal angstvollen Respekt einbringt. Wenn wir auch ohne Autopsie nie eruieren können, ob der Verstorbene tatsächlich ein Dieb war, so sind doch die Annahmen hinter der Glaubwürdigkeitsbewertung der Erzählung - nämlich die Reputationsrangfolge - einer empirischen Überprüfung zugänglich.

Als Feldforscher werden wir meistens die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit von Geschichten am allgemeinen Konsens oder unserem Vertrauen zu bestimmten Informanten abgleichen. Diese Verfahren sind unter Umständen jedoch problematisch. Die allgemeine Überzeugung mag Konsequenz intellektueller Behäbigkeit sein - komplizierten oder unangenehmen Wahrheiten geht man eher aus dem Wege. Das Vertrauen zu bestimmten Informanten mag durch unsere Sympathie gefärbt sein. Sinnvoll erschien es mir, wenn wir zumindest einmal bei einer dieser indirekt erfragten Geschichten unsere der Glaubwürdigkeitsannahme unterliegenden generalisierenden Modellvorstellungen explizit machten und so der Möglichkeit der empirischen Überprüfung öffneten.

3. Der Hiatus von Erleben und Bericht

Ein Problem, das sich bei der Beschränkung auf formalisierte quantitative Verfahren in dieser Form nicht stellt, ist das Verhältnis vom Erleben zum Berichten. Dieses Verhältnis ist kein glatter Übergang. Mit einer Metapher aus Medizin und Verslehre bezeichne ich es als Hiatus, als Spalt oder Unterbrechung des Sprechflusses zwischen zwei Silben.

Unsere Vorstellung vom Bericht, der unmittelbar dem Erleben entspringe, ist falsch. Zwischen beiden klafft ein Spalt, eine Strukturunterbrechung. Dieser Hiatus ist Hintergrund für Probleme, die seit der Anfangszeit unseres Faches bis heute die empirische Forschung belasten⁷. Gesellschaftliche Wirklichkeit stellt sich zum Einen in einer disparaten, oft chaotischen und häufig auch widersprüchlichen Form dar, die gerade nicht die Form ist, die wir für unseren wissenschaftlichen Bericht anstreben. Im Bericht versuchen wir Zusammenhänge, Logiken und Systeme aufzuzeigen. Zum Andern bestehen grundsätzliche Differenzen in der Relevanzstruktur zwischen dem Forschungskontext und dem Rezeptionsmilieu.

Der Hiatus hatte auch zur Folge, dass die frühe Feldforschungsberichterstattung in systematischer Weise die Genese von Informationen ausgeklammert hatte. In der unaufhebbaren Differenz der unterschiedlichen Einbettung der Informationen in den

⁷ Vgl. hierzu auch Rudie 1994.

beiden Bezugsstrukturen liegt eine unerschließbare Quelle von Artefakten. Das heißt, die Forscherinnen und Forscher fühlen sich gedrängt, die Widersprüchlichkeit ihrer Informationen zu verschleiern oder das erwartete Bild auf die Realität zu projizieren; der Bericht enthielt Fälschungen.

3.1 Feldforschung und wissenschaftliche Mythen

Wir haben aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Serie folgenreicher Forschungsberichte, etwa über die Trobriand-Insulaner (Malinowski 1922), über die Azande in Zentralafrika (Evans-Pritchard 1937), die Tikopia in der Südsee (Firth 1961). Es sind faszinierende Berichte, bei denen allerdings den zeitgenössischen Lesern der gedruckten Texte nicht klar werden konnte, wie der Forscher zu seinen Einsichten gekommen war. Ein methodisch geleitetes Berichten finden wir erst später. Dies ist eine Entwicklung vom Ende des 20. Jahrhunderts.

Zwar gab es die o. e. Frageleitfäden, wir wissen aber auch, dass die Forscher, deren Monographien dann für die Entwicklung des Faches folgenreich waren, sich herzlich wenig um diese gekümmert haben. Wenn wir uns die Handbücher anschauen, finden wir bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts in methodischer Hinsicht im wesentlichen Anleihen bei den Nachbarwissenschaften. Was Margaret Mead z. B. in Naroll und Cohen (1973) mitteilt, ist eine Schilderung, wie man wissenschaftlich systematisch fotografieren solle. Die wichtigsten Erkenntniswege hingegen wie z.B. das konfliktive Thematisieren oder die indirekte Erfragung wurden sehr spät oder bis heute noch gar nicht methodisch gefasst. Dies ist ein zentrales Problem unseres Faches. Und angesichts der identitätskonstituierenden Verweise auf Feldforschung ist es ausgesprochen überraschend. In dieser Hinsicht müssen wir auch noch für diese Phase von einem Mythos um die Feldforschung sprechen.

Autoren wie Nadel (1947) stellten das Erleben in der Forschung als eine Osmose dar. Man lebe einfach unter den Leuten und das Wissen diffundiere durch die Haut. Eine sehr beeindruckende Metapher, welche die Hochachtung vor dem Forscher hebt, denn es ist gerade unsere Lebenserfahrung, dass wir durch schlichtes Dasein meistens nichts erfahren. Wir finden in diesen Texten einen systematischen Hiatus zwischen dem methodischen Anspruch und den Aussagen über den methodischen Weg zum Gewinn von Information.

Von ihren Feldforschungen zurückkehrende Studenten erzählen auffallend häufig, sie hätten eigentlich nichts erlebt und sie wüssten überhaupt nichts, was sie denn aufschreiben sollten. Zu dem, was sie sich als Thema vorgenommen hätten, hätten sie nichts herausbekommen. Wenn wir dann durch Zufall mit den gleichen Leuten am Abend zu einem Glas zusammensitzen, sind sie es, die durch wenige Fragen provoziert, fließend spannende Dinge über ihr Erleben in einer fremden Gesellschaft erzählen, und kaum zu bremsen sind.

Dieses stereotyp auftretende Phänomen hängt damit zusammen, dass das Milieu der Forschung und das Milieu der Rezeption ausgesprochen unterschiedlich ist. Im Milieu der Forschung erwerben wir Alltagswissen, das man braucht, um in jener Gesellschaft zurechtzukommen. Wir berichten aber in einer völlig anders strukturierten Gesellschaft, die andere Dinge für relevant hält, der andere Dinge spannend und wichtig sind, als gerade das, was man uns in unserem Forschungskontext gerne erzählte.

Fern von dem institutionellen Ort unseres Forschungsvorhabens werden wir nach einer für uns fremden Relevanzstruktur mit Informationen beliefert. Zudem ist unsere eigene Relevanzstruktur am Feldforschungsort erst einmal von den Problemen des Alltags geprägt. (Unser materielles Überleben ist meist gut gesichert, obwohl wir auch immer wieder Krankheiten haben, die unseren Geist mehr beschäftigen als alles andere; unser soziales Überleben kann schon schwieriger sein.) Wir versuchen im Kontext nur teilweise bekannter Normen mit "Anstand" zu leben, eine gute Figur zu machen (was nicht so einfach erscheint, wenn die Toilette ein Gebüsch ist, in welchem fäkalienerverzehrende Schweine schon warten und wenn die Dusche eine niedrige Umzäunung mit einem Wasserkrug und Schöpfgefäß ist, zu der "niemand hinguckt"). Das schafft Probleme, die unsere Wahrnehmungsstruktur und -fähigkeit prägen.

Im Rezeptionsmilieu gibt es Fragen und Hoffnungen, die zu enttäuschen schwer fällt. Man hofft, dass in einer fernen Gesellschaft die Probleme besser gelöst seien, an denen wir in dieser Gesellschaft leiden - z. B. das Verhältnis zu unserer Umwelt. Man sieht in den Rückkehrenden Experten, die schneller als die Einheimischen erklären könnten, warum dort Armut oder Gewalt herrschen. Auch stellt man uns Fragen, die geprägt sind durch vorgängige Modelle ethnographischen Arbeitens. So, wie andere Monographien aussehen, so erwarten andere von uns und wir es oft von uns selbst, müsse unser Bericht aussehen. Dadurch ähneln sich innerhalb einer wissenschaftlichen Schule die Berichte wie ein Ei dem anderen. Es gibt einige Schulen, in denen das besonders auffallend und auch penetrant ist, zum Beispiel die Schule von Marcel Griaule in Frankreich oder im deutschen Sprachraum die Schule von Pater Wilhelm Schmidt in Wien, bei welcher jeder, der zu dieser Schule gehörte, bei seinen Feldforschungen entdecken musste, dass auch dort die These vom Urmonotheismus, ihre Bestätigung findet.

Folge dieser Erwartungen war auch, dass die Monographien, die das Bild der Sozialanthropologie verfestigten, ausgesprochen geschlossene Bilder von Gesellschaft lieferten. Es sind in sich stimmige Gesellschaften, die uns vorgestellt werden, die, wenn man nur diese Berichte liest, tatsächlich den Funktionalismus in seiner ursprünglichen Form als die einzige Denkmöglichkeit erscheinen lassen. Sie erscheinen als Gesellschaften, die durch inneres Gleichgewicht gekennzeichnet sind.

In den vierziger und fünfziger Jahren gab es dann allerdings eine Serie von Berichten der Manchesterschule (zu der unter anderem Max Gluckman gehörte) die das offen aussprachen, was vorher gewiß schon besprochen wurde, aber nie an die Öffentlichkeit kam, nämlich dass reale Gesellschaften nie monolithisch, vielmehr widersprüchlich sind und dass die Menschen uns von der Realität ihrer Gesellschaft unterschiedliche Bilder geben. Wenn wir zwei Leute befragen, haben wir mindestens zwei Bilder einer Gesellschaft. Jeder Mensch thematisiert die Gesellschaft ersteinmal aus der Perspektive der eigenen Erfahrungen und eigenen Interessen. Manche unserer Gesprächspartner werden darüber hinaus je nach Kontext oder aktuellen Hoffungen und Ängsten eine andere Sicht ihrer/seiner Gesellschaft zeichnen.

Dem ist es geschuldet, dass man es oft vorzog nur mit einem Informanten zu arbeiten. Wenn man nur mit einem einzigen Informanten arbeitet, ist es nicht überraschend, dass man ein konsistentes Bild einer Gesellschaft erhält. Interessengegensätze verschwinden oder werden marginalisiert, sind dann "kurzfristige Abweichungen", "irrigte Auffassungen" von Normen, die aber "schon" oder "demnächst korrigiert" worden sind oder werden.

Wir finden die Konsistenz, derer nur ein erzählendes Individuum, nie aber eine Gesellschaft als Erzählerplural fähig ist. Die Darstellung monolithischer Strukturen hat viele Feldforschungsberichte geprägt. Selbst jemand der an ethnographischen Berichten zweifelte, wie Clifford Geertz, hat andererseits in seiner Darstellung der Gesellschaft Javas (im Texten über den Hahnenkampf 1972) ein konsistent monolithisches Bild geliefert, das einer der Gründe für den literarischen und buchhändlerischen Erfolg dieser Texte war und ist. Diese Erfolgtexte sind eine Belastung für jeden, der eine Feldforschung unternimmt. Der Erfolg dieser Texte ist nicht nur genährt von der Neugierde, etwas über fremde Gesellschaften erfahren zu wollen, sondern auch von der Hoffnung, es gebe Gesellschaften, die sich durch Klarheit, Konsistenz und Einigkeit auszeichnen. Genau das, was uns hier fehlt, sollte - so hofft man - wenigstens einmal irgendwo in der Geschichte bestanden haben.

3.2 Bluff und Desinformation als bewusste und unbewusste Prozesse

Wissenschaftliche Arbeit ist professionelle Neugierde. Mit dem Ausdruck professionell soll u.a. darauf hingewiesen werden, dass auch Gelderwerb in einem beruflichen Rahmen die Neugierde organisiert und umformt. Dieser professionelle Rahmen kann als Leistungsdruck auch die Folge haben, dass angesichts der Probleme von Feldforschung ein Autor Fiktion als Ergebnis liefert (s. Duerr 1990). Das bekannteste Beispiel hierfür ist der ethnologische Bestseller-Autor Carlos Castaneda, welcher sich, nach möglicherweise recht frustrierenden Kontakten in Nordmexiko, entschloß seinen Feldforschungsbericht frei zu erfinden bzw. aus parapsychologisch oder spiritistisch orientierten Texten, wie dem tibetischen Totenbuch, abzuschreiben. Ob nun die Ursache zweifelhafter Forschungsberichte immer Bluff ist, lässt sich im nachhinein schwer feststellen, da viele der Autoren ein genaues Belegen ihrer Forschungsumstände vorsichtig vermeiden.

Der ökonomische Rahmen der Feldforschung wirkt sich auch bei den Informanten aus. Es ist überwiegend üblich, dass die Informanten für ihre Tätigkeit entlohnt werden (vgl. Terray 1988). Und dort, wo ihre feldforschenden Gönner großzügig auf Entlohnung verzichten, um frei von wahren ökonomischen Zwängen schlicht nur die "Gastfreundschaft" zu genießen, driften die ökonomische Relation zwischen Forscher und Erforschten von den Forschern nicht bemerkt hin zu einer anderen ökonomischen Relation. Die Einheimischen unterstellen jene Relation von Gaben oder Leistungen und Verpflichtung zur - meist aufgeschobenen - Erwidern, welche die Wirtschaftsanthropologie als Reziprozität bezeichnet. Das heißt, für die Gabe der Information ihrerseits können Sie zu einem späteren Zeitpunkt Gaben verlangen, die für sie in gleicher Weise essentiell sind.

Einer meiner Informanten, welcher mich als feldforschenden Studenten mit Geldknappheit sogar durchgefüttert hatte, stand 15 Jahre später vor einer Tumoroperation am Kiefer. Da die Kosten für Operation, Krankenhausaufenthalt und Prothese kaum geringer waren als in Deutschland, war es für die Angehörigen selbstverständlich, sich an mich zu wenden, damit ich diese Kosten trage.

Eine wirtschaftliche Abhängigkeit der Informanten kann dazu führen, dass sie alles tun, um die Einzigartigkeit ihrer Information und damit ihrer Unersetzlichkeit als privilegierte Informationsverkäufer herauszustellen. Die Einzigartigste aller Informationen ist jene, welche man selbst erfunden hat. So haben wir Grund zur Annahme, dass der Besuch des französischen Ethnologen Marcel Griaule bei den Dogon für den blinden früheren Schmied Ogotomele ein unverhoffter Lichtstrahl war, den er durch Entwicklung eines in sich konsistenten und ästhetisch ansprechenden mythologischen Systems zu einem Lichtbad auszuweiten wusste.

Inwiefern die Situation des Feldforschers auf seine Präsentation und/oder Produktion von Daten Einfluss hat, wurde erstmals von dem (ungarisch-)französischen Psychoanalytiker Georges Devereux (1967) untersucht. In seinem Buch "Angst und Methode" zeigt er, wie manche Forscher angesichts der Verunsicherung durch die fremdkulturellen Formen des Seins, dazu neigen, sich hinter der Routine bestimmter standardisierter Methoden zu verbergen, welche das Maß der unerwarteten Eindrücke und

vor allem der verunsicherten Alltagserfahrungen einschränken. Die hieran anschließenden hermeneutischen und ethnopsychologischen Forschungen⁸ haben uns eine Fülle von hermeneutischen Einsichten vermittelt, die uns insbesondere zum Verständnis des europäischen Menschen hilfreich sind. Denn in der fremdkulturellen Situation sind wir einer besonders anspruchsvollen "Testsituation" unterworfen. Wir gewinnen aus diesen Studien allgemein anthropologische Einsichten über den Umgang mit Fremdheit. Sie führten jedoch nicht zu einer methodologischen Reflexion darüber, was denn nun die angemessenen Methodenkombinationen seien, welche unsere Schwächen als Feldforscher transparent und damit eingrenzbar werden lassen und zugleich auch die besondere Chance des Fremden fruchtbar werden lassen könnten (vgl. Carola Lentz 1989, Karola Elwert-Kretschmer 1985, Utz Jeggle 1984, Maya Nadig 1987).

Eine Konsequenz dieser Überlegung muss es sein, dass wir die intrusiven Aspekte der Feldforschertätigkeit bewusst als methodischen Zugang nutzen. Wir nutzen hier "parasitär" ein Informationsmittel, welches jede Gesellschaft uns zur Verfügung stellt, nämlich ihre Fähigkeit zur Selbstexplikation, als Reaktion auf Provokation. Diese Fähigkeit zur Selbstexplikation, zur Thematisierung von Normen bei ihrer Verletzung, scheint mir eine Universalie zu sein. Ohne die Fähigkeit zur Selbstexplikation wäre sowohl die Integration von Fremden, wie das Enkultrieren von Kindern entscheidend behindert. Generelle Regeln oder generalisierbare Paradigmata zu vermitteln, ist eine Voraussetzung dafür, dass diese "Newcomer" selbständig Probleme lösen können.

Damit sind aber die Überlegungen der Ethnopsychanalyse nicht einfach als "nette Anregung" beiseite zu schieben. Sie weist uns vielmehr darauf hin, dass der Umgang mit den Folgen der ungewollten Provokation immer problematisch ist. Die dadurch gewonnene Information ist - und das sollten wir nicht vergessen - für den Feldforscher in der Situation selbst nicht das Hauptprodukt seines Strebens, sondern ein Nebeneffekt. Das was seinen Geist gefangen nimmt, ist im allgemeinen die Peinlichkeit der Situation. Hiermit muss man umgehen. Und auch hier, bei der Frage, wie Persönlichkeitsmanagement und Informationsgewinn verbunden werden können, kann ethnopsychanalytisches Training wertvolle Hinweise geben.

Das Thema der Desinformation von Fremden sollte uns aber nicht nur zur besonderen Reflexionen über die Rolle des Feldforschers motivieren, sondern muss unseren Blick auch auf den Umgang der untersuchten Gesellschaft mit Fremden richten. Jede Gesellschaft hat nur eine beschränkte Menge von Plätzen, welche sie Fremden zuweist. Im allgemeinen werden wir als Fremde marginalen (randständigen) Persönlichkeiten als Kontaktpartner zugeordnet. Die Leute, die sich am intensivsten um unsere Freundschaft, Anerkennung und auch wirtschaftliche Kooperation bemühen, sind im allgemeinen weitaus weniger zentral integriert, als wir ihren eigenen Bekundungen zu entnehmen glauben. Durch den Kontakt mit uns werden die altmodische Alte, der kindergelähmte, zur Feldarbeit unfähige Beobachter, der religiös eifernde Katechist, der als Dieb gebranntmarkt Schwätzer aufgewertet. Sie werden Makler des Kontakts zwischen Erforschten und Forscher und damit auch Makler ökonomische relevanter Interaktionen für ihre Mitbürger. Dies kann unter Umständen sogar ihren ökonomischen Status verbessern. Marginal sind freilich nicht nur die Menschen am unteren Rand, wie diese Beispiele suggerierten. Marginal sind auch diejenigen, die den oberen Rand monopolisieren: Dorfhäuptlinge, die das Privileg des Kontaktes zur staatlichen Administration und damit zu allen weißen Besuchern haben oder etwa jene Mestizen, welche Ingrid Kummels (1988) bei den Raramuri (Mexiko) als privilegierte Informanten ganzer Generationen von Feldforschern identifizierte. Als gutbetuchte Außenwirtschaftsmakler der ortsansässigen Raramuri konnten sie nicht nur die ökonomischen Verbindungen zur Außenwelt, sondern auch die Informationskanäle für sich monopolisieren und konnten damit **ih**r - in sich konsistentes Bild - der Raramuri-Gesellschaft zum Standard ethnologischer Forschung machen.

3.3 Das Problem der Sprache

Zu den selbstverständlichen Regeln von Feldforschung, welche die Feldforscher des 20. Jahrhunderts von ihren Vorgängern, den "großen Reisenden", übernommen haben, gehört, dass man die alltägliche Sprache jener, mit welcher man sich beschäftigt, erwirbt.

Ein Teil der zur Forschung Ausreisenden sieht dem mit Sorge entgegen. Wie kann man eine Sprache in wenigen Monaten erlernen wollen, für die die Einheimischen eine ganze Kindheit Zeit hatten? Und dann, wenn es zu der Sprache kein Lehrbuch gibt, zweifeln mache überhaupt an der Möglichkeit diese erlernen zu können. Tatsächlich jedoch gibt es erprobte Verfahren des "Lernens im Kontext", die schon nach drei Wochen ein selbständiges navigieren in der Fremden Umgebung ermöglichen⁹. Dabei wird von den zwei im menschlichen Hirn angelegten Formen des Spracherwerbs vor allem das natürliche Lernen akti-

⁸ Siehe Parin und Morgenthaler 1963, Erdheim 1982, Nadig 1987, und als Überblick Kohl 1987.

⁹ Erprobt wurden diese Verfahren vor allem von jenen, die unter einem professionellen Zwang standen: Spione und Missionare. Einen Einblick in die Methode gibt die für Studenten konzipierte Broschüre von Elwert und Hudabiunigg (1989).

viert. Dies ist für zweisprachig aufgewachsene Menschen eine banale Erfahrung, während jene, die erst in der Schule eine Fremdsprache über eine Grammatik eingetrichtert erhielten, dies als neue Erfahrung erscheint. Das in der Schule überwiegend praktizierte Sprachlernen, das Monitor-Lernen, erweist sich beim raschen Spracherwerb als Hindernis, weil man immer versucht, das eigene Sprechen anhand von Regeln zu überwachen (Monitor heißt Überwacher). Selbst wenn man Sprachschulen und Lehrbücher nutzen könnte, sollte man auf den natürlichen Sprachwerb nicht verzichten. Denn nur so bekommt man mit, in welcher Situation wie gesprochen wird. Man erlernt die situationsspezifischen Sprechweisen. Man lernt automatisch Sprechen, Mimik und Gestik zu koordinieren. Die 100 häufigsten Worte einer Sprache machen etwa 70 bis 80 % des Gesprochenen aus. Dies sind freilich fast alle Strukturwörter wie "und", "sie" und "ist", die erst in Zusammenhang mit anderen Bedeutungen vermitteln. Wenn der eigene Alltag in routinisierten Bahnen verläuft, kann man mit 200 weiteren Worten schon das meiste ausdrücken. Der Wortsinn alleine hilft aber nicht viel weiter.

Manche Forscher überspringen den Sprachlern-Prozess und wenden sich gleich an Übersetzer. Bei ihnen genauso wie bei jenen, die wegen ihres raschen Spracherwerbs von ihrer Umgebung gepriesen werden, kann eine Illusion des Verstehens aufkommen. Man kennt die Ausdrücke des alltäglichen Wortschatzes oder bekommt sie fast simultan übersetzt und glaubt daher, auch das Gemeinte erfassen zu können. Tatsächlich aber ist Bedeutung etwas Komplexeres, als nur die Eins-zu-eins-Relation einer Wörterbuch-Definition. Bedeutung zu erkennen, setzt die Beherrschung eines komplexen Interaktionszusammenhangs, eines "Sprachspieles", voraus. Als Sprachspiel bezeichnete Ludwig Wittgenstein, der Vater der modernen analytischen Sprachphilosophie, den Zusammenhang von sprachlichen Signalen mit ("Spiel-")Regeln und mit Handlung zugleich (Wittgenstein 1976). Die Handlung ist mit dem Signal, das auch in einer Geste bestehen kann, über die Spielregel korreliert. Nur wenn der Zug im Sprachspiel einer Regel folgt, können wir Sinn erkennen. Stellen wir uns vor, jemand wollte uns das Schachspiel erklären, aber von Zeit zu Zeit willkürlich den Turm ohne Bezug zu einer Regel versetzen. Wir könnten nie verstehen, was "Turm" für andere Schachspieler bedeutet. Das Problem ist uns aus dem natürlichen Sprachwerb vertraut; nie ist Sprechen völlig regelkonsistent. Wir gehen damit um, indem wir generalisieren und abstrahieren, also Regeln bilden. Wenn das Maß der Willkür aber zu groß wird, geben wir das Spiel auf. Die Sprachphilosophie konzentrierte sich auf dieses bedeutungskonstituierende Dreieck von <Ausdruck, Regel und Handlungskonsequenz> auch deswegen, weil dadurch ideologische Ausdrücke, d. h. emotionsreiche aber sinnleere Signale enttarnt werden konnten. Jede menschliche Sprache weist solche Verweise auf ungeheuer wichtig Erscheinendes auf, die aber tatsächlich hohl sind. Für sozialwissenschaftliche Forscher ist der Sprachspielansatz insofern hilfreich, als er uns die Frage nahelegt: was sind die Handlungskonsequenzen für bestimmte Ausdrücke? Wir entdecken dabei, dass die Gegenstände, über die wir reden, in unterschiedlich starkem Maße durch unsere Erfahrung festgelegt oder durch gesellschaftliche Konvention konstruiert sind (Searle 1997). Was ein Regen ist, lässt sich durch Definitionen nur wenig ausweiten oder einschränken, was hingegen eine schreckliche Drohung ist oder was als die Schönheit der Macht bezeichnet werden sollte, ist in hohem Maße von Willen und Interpretation abhängig.

Ein besonderes Problem bei unserer Erforschung von Sprechkulturen besteht darin, relationale und mehrschichtige Ausdrücke zu erkennen. Wenn wir eine Bedeutung eines Ausdruckes erfasst haben, glauben wir, schon alles potenziell Gemeinte zu verstehen und subsumieren unter Umständen weitere auftretenden Bedeutungen, dem ursprünglichen Begriff als "Begriffserweiterungen". Damit wird man jedoch nicht "relationalen Ausdrücken" gerecht. Unter relationalen Ausdrücken verstehen wir Ausdrücke, welche ihre Bedeutung je nach der Relation zwischen Sprecher und Gesprächssituation wandeln. Ein relationaler Ausdruck unserer Sprache ist das Wort "hier".

Ein Beispiel für einen relationalen Ausdruck im westafrikanischen Fongbe ist das Wort 'xwé'. *xwé* heißt, je nach Kontext Haus, Gebäude, Gehöft, Kleinfamilie, Großfamilie oder Verwandtschaftslinie. Aus dieser Bedeutungsvielfalt darf man aber nicht schließen, dass die Sprecher des Fongbe nicht zwischen einem Haus, einer Verwandtschaftslinie oder einer Großfamilie differenzieren könnten. Der Kontext des Gespräches definiert, was gemeint ist.

Das im Alltag mit dem Sinn "Blut" (*hún*) belegte Wort, kann in anderen Kontexten auch göttliches Wesen (Vodun), Nahrung einer Gottheit und der Ahnen oder Erbllichkeit von Krankheiten bedeuten. Trotz dieser Mehrschichtigkeit kann der erwachsene Sprecher dieser Sprache sehr wohl zwischen einem alltäglichen Blutverlust und einem Blutopfer für die Ahnen, zwischen einer vom Vodun provozierten Krankheit und einer vermutlich erblichen Krankheit differenzieren.

Mit der Entwicklung von Schriftkultur verschwinden relationale Ausdrücke relativ rasch. Auch werden die einzelnen Bedeutungsschichten mehrschichtiger Ausdrücke fest an bestimmte Sprachregister und Diskurse gekoppelt (s. z.B. die Ausdrücke Aufhebung, Verknüpfung und Erschließung in der Philosophie). Relationale Ausdrücke insbesondere können in einer schriftlichen Kommunikation nur sehr schwer dem Kommunikationspartner Bedeutung übermitteln. Wer den Kontext des Briefschreibers nicht kennt, wird kaum verstehen, was der meint, wenn er schreibt, "hier an dieser Stelle des Schreibtisches". Wer in einer in einem Buch abgedruckten Vorlesung einen mehrschichtigen Ausdruck liest, kann ohne Kenntnis von Tonfall und Kleidung des Vortragenden nur dann den Sinn nachvollziehen, wenn zusätzliche Konventionen verabredet und bezeichnet sind - z.B. die, dass dies eine philosophische Vorlesung sei.

Sprechkulturen gehen ausgesprochen ökonomisch mit Sprache um und nutzen relationale und mehrschichtige (uns metaphorisch erscheinende) Begriffe in weitaus stärkerem Maße als Schriftkulturen. Gerade für Intellektuelle ist dieser unterschiedliche Charakter von Sprache nur schwer zu antizipieren.

Ein zusätzliches Problem besteht darin, dass in Sprechkulturen lange nicht so viel Wissensbestände **versprachlicht** sind, wie in einer Schriftkultur (Elwert & Giesecke 1987). Das gilt auch innerhalb einer Schriftkultur, wie der hiesigen in Deutschland, für die Sprechkultur jener Menschen, die selten Schriftsprache benutzen. Aber auch laufend mit Schriftsprache operierende Menschen können darauf stoßen, dass nur Teile ihres Wissens verschriftlicht sind. Nicht jeder Weinkenner hat etwa die Fähigkeit die Geschmackskomponenten eines Weines so präzise in Worten zu beschreiben, dass ein Kellermeister, welcher Weine zur Sektherstellung verschneidet, genau die von ihm in einem Brief bezeichneten Weine aufgrund ihrer Geschmacksqualitäten identifizieren könnte. Und doch gibt es eine solche präzise Sprache, welche zur Verständigung unter den Eingeweihten dient.

Versprachlichung wird entwickelt, wo sie notwendig ist. Natürlich kann ein Mensch mit Oberschulbildung auch bei uns verstehen, dass mit einer vertikalen zylindrischen Spiralbewegung das Schreiten auf einer Wendeltreppe oder die Bewegung eines Korkenziehers gemeint ist. Im allgemeinen werden wir jedoch diese räumliche Vorstellung durch eine entsprechende Fingerbewegung wiedergeben. Mit diesem Beispiel aus unserer eigenen Kultur möchte ich darauf hinweisen, wie absurd es ist, wenn aus dem Nichtvorkommen einer sprachlichen Äußerung in einer fremden Kultur geschlossen wird, hier bestünde kein Wissen.

Der erste Autor, welcher uns darauf aufmerksam macht, dass eine Kategorie im Denken vorhanden sein mag, ohne dass es einen sprachlichen Ausdruck hierfür gibt, war Shirokogoroff (1935). Er zeigte, dass die nördlichen Tungusen ein sehr klares Bewusstsein ihrer Verwandtschaftslinien haben (welche sie mit "wir" oder "die da" benennen) ohne dass sie ein Wort "Verwandtschaftslinie" aufweisen. Die südlichen Tungusen hingegen, welche ihre Auffassung von "Verwandtschaftslinie" von der, den ihnen benachbarten Chinesen abgrenzen möchten, haben einen entsprechenden Ausdruck in ihrer Sprache.

Feldforscher, die aus einer Schriftkultur kommen, sind gerade gegenüber dem nichtsprachlichen Wissen von Sprechkulturen oft bemerkenswert hilflos - ein Problem der Feldforschung, welches leider in den mir bekannten Handbüchern übergangen wird. Das, was sie an Sprachlichem festhalten, wird zugleich häufig überinterpretiert, als präge die Sprache schon die Handlungsmöglichkeiten vor (sog. Whorf-Hypothese: Whorf 1942). Eine Verhaltensprägung kann sich sprachlich ausdrücken. Aber eine sprachliche Kategorie legt uns noch lange nicht auf ein bestimmtes Verhalten fest (s. Hill 1988 zur Kritik der Whorf-Hypothese).

3.4 Fassaden

Es ist fast schon eine Konstante von Feldforschungsberichten (insbesondere wenn "weise" Alte als Schlüsselinformanten dienen), dass die Autoren eine gegenwärtig zu beobachtende Dekadenz beschreiben. Sie werden zum Echo ihrer Informanten. Das Selbstbild ihrer Gesellschaft, welches uns unsere Informanten liefern, ist keineswegs selbstlos gezeichnet. Die Darstellung dient nicht nur dazu, den Fremden zu orientieren, sondern auch die Haltung oder das Wissen des Informanten gegenüber dem anderer Akteure hervorzuheben. Wer das umgebende Geschehen als dekadent beschreibt, schreibt sich eine moralische Position zu. Die Interpretation aktueller Veränderungen als "Dekadenz" führt zu einer systematischen Verkennung kreativer Prozesse, zum Übersehen der Neuschöpfung von Kultur, obwohl man mitten im Strudel des Geschehens steckt.

Ebenso finden wir eine "Naturalisierung" von Gesellschaft. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung, Güterverteilung und Ordnung der Macht wird als naturgegeben dargestellt, bedingt durch Geschlecht, Alter, geographische Nähe, Abstammung oder andere vorgegebene Parameter. Interessen und Macht als Vektoren des "Sich-Ordnen von Gesellschaft" sind zwar im strategischen Wissen der einzelnen präsent, werden aber bei der Beschreibung von Gesellschaft eher ausgeblendet.

Nicht minder problematisch ist die "suggestive Perspektivität". Das heißt: unsere Informanten suggerieren uns eine bestimmte Blickrichtung, die wir nur zu gerne übernehmen. So mag etwa ein "Geheimnis" ins Zentrum einer Kulturorganisation oder politischen Organisation gestellt scheinen. Teure Initiationen muss durchlaufen, wer in der Hierarchie der immer enger gefassten Kreise der Initiierten aufsteigen will. Am Ende mag er freilich erfahren, dass das Geheimnis ist, dass es keines gibt, und wird sich dann mit Energie dem Kassieren von Initiationsgebühren widmen. So mag uns etwa eine Bewegung zur magischen Bekämpfung von Hexerei vor allem durch ihre feierlich verkündeten Glaubensinhalte auffallen, sodass wir gar nicht wahrnehmen, dass die mit Emphase vertretenen Werte und Überzeugungen die Aktivisten der Bewegung gerade nicht von der übrigen Bevölkerung unterscheiden.

Mit anderen Worten: die Selbstdarstellung, welche Menschen von ihrer Gesellschaft liefern, ist ein unverzichtbarer Bestandteil für jede Beschreibung, kann selbst aber nie ein authentisches Abbild von Gesellschaft darstellen. Jede Selbstdarstellung (auch die von Individuen) verdinglicht das gesellschaftlich Gewordene und Wandelbare. Und dies gilt eben nicht nur für unsere hiesige Gesellschaft. Jenen die glaubten, Verdinglichung und Entfremdung seien ein Spezialproblem des Kapitalismus, ist daher

energisch zu widersprechen. Das Privileg des Fremden ist es, die Mystifikation der gesellschaftlichen Selbstdarstellung deutlich erkennen zu können und benennen zu dürfen (vgl. Alfred Schütz 1972).

3.5 Distanz

Eine paradox erscheinende Voraussetzung des Beobachtens ist Distanz. Wer sich als Forscher hundertprozentig die Verpflichtungen zu eigen macht, die an ihn oder sie herangetragen werden, verliert Distanz und verknüpft die Zeit zum Nachdenken und Berichten. Auch wenn es für uns z. B. befriedigend ist, als Arbeitskraft beim Hacken des Feldes geschätzt zu werden, wenn wir nur noch dies tun und uns nur daran messen lassen, werden uns mit zeitlicher Verzögerung die Verpflichtungen zur Last. Wir können nicht umhin, gelegentlich unsere Partner enttäuschen zu müssen. Der Feldforschungsprozess ist eine immer wieder neu einzurichtende Balance von Engagement und Distanz, von Teilnehmen und Beobachten.

Einen ganzen Jahreszyklus durch eine einzige zusammenhängende Feldforschung zu beobachten, wird von manchen als Definitionskriterium für Feldforschung genommen. Dies mag bei einer Studie zur Ergologie des bäuerlichen Arbeitens noch angemessen sein. Gemessen an den zahlreichen anderen Anforderungen, welche wir zu Recht an ethnographisches Arbeiten richten müssen, erscheint die Konzentration auf diesen einen Punkt jedoch als eine Verdinglichung, die verdrängen hilft, dass das Orientierungswissen und die systematisch darum aufgebaute, methodische kreuzperspektivische Erfahrung immer nur einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit einfangen können. Sie werden immer eine Schlagseite zugunsten dieser oder jener Perspektive unserer Informanten oder unserer eigenen Erwartungen und Ängste erhalten. Es gibt kein sicheres formales Kriterium, welches das Gelingen einer Feldforschung garantieren kann.

So sehr die Dauer des Aufenthalts die Vertrautheit fördert, so sehr kann sie aber auch die Distanz erschweren. Bei einer meiner Feldforschungen stellte ich fest, dass ich in den ersten drei Wochen eines siebenmonatigen Aufenthalts genau so viele Notizen gemacht hatte, wie in den letzten drei Monaten. Ähnliche Zahlenverhältnisse wurden mir von anderen berichtet. Je länger wir in einem Milieu bleiben, desto weniger können wir noch staunen. Dies erklärt zum Teil den Gewinn, den wir aus Unterbrechungen der Feldforschung oder aus wiederholten Aufenthalten von jeweils nur einigen Monaten ziehen¹⁰.

4. Formen der Forschung

Die Forschung in Formen zu gießen, legt dem Forscher einen Zwang auf. Konventionen standardisieren die Formen und führen dadurch zur intersubjektiven Überprüfbarkeit. Dies ist der eine Effekt des Zwangs; der andere besteht darin, dass wir uns selbst unter Druck setzen, auch Dinge anzuhören und zu protokollieren, die unseren Vorurteilen nicht entsprechen. Unsere Perspektiven werden erweitert. In vielen Kontexten haben die Formen der Forschung darüber hinaus den Effekt, dass sie unser Handeln als professionelles Handeln erkennbar machen und uns dadurch ein Rollenbild geben.

Die Möglichkeit durch Formalisierung unsere Aufnahmefähigkeit, und das heißt hier: die Qualität der Forschung, zu verbessern, sind aber begrenzt. Das zu erstrebende Optimum ist, dass wir durch retrospektive Selbstbeobachtung unsere Stärken und vor allem unsere Schwächen als Feldforscher erkennen. Diese werden je nach dem Kontext, in den wir uns begeben unterschiedlich sein. Ein introvertierter Mensch, wird in einer Gesellschaft, die viel Wert auf expliziten verbalen Ausdruck legt, als verschlossen oder gar geheimniskrämerisch anecken, so wie ein extrovertierter in einer Gesellschaft, die Zurückhaltung als Obertugend pflegt, als peinlich und machtgerig erscheinen wird. Jeder Feldforschungsprozess - und besonders die erste Ausbildung hierfür, die praktische Erfahrung einer "Lehrforschung", stellt daher ein Stück Selbsterfahrung dar. Sie ist dem Eichen der Messinstrumente zu vergleichen, das jeder Naturwissenschaftler zu Beginn eines Versuchs vornimmt.

4.1 Forscherstrukturierung und Subjektstrukturierung als komplementäre Typen der Gespräche

Zur Typisierung der Formen der Forschung schlage ich die Begriffe der forschermotivierten Strukturierung (Forscherstrukturierung) und der Erforschten-Strukturierung (Subjektstrukturierung) vor. Forscherstrukturierung charakterisiert das Interview; am radikalsten: das Interview mit geschlossenen Fragen (*closed end interview*). Ein Beispiel für die subjektstrukturierte Informationsform ist die spontan erzählte Autobiographie oder das narrative Interview nach Fritz Schütze (1980).

¹⁰ Ein anderer Grund liegt darin, dass die Wiederkehr der Feldforscherin oder des Feldforschers als Vertrauensbeweis erlebt wird. Beide Faktoren sprechen meines Erachtens auch dafür, lieber mehrere kürzere Aufenthalte, als einen langen von insgesamt gleicher Länge, zu planen.

Gegen die alleinige Verwendung forschersstrukturierter Untersuchungsformen können viele Einwände erhoben werden (vgl. Hartwig Berger 1980 und Meulemann & Reuband 1984). Am gewichtigsten ist wohl jener, dass durch Interviews ohnehin nur das erhoben werde, was man bereits vorweg annahm. Problembereiche, deren man sich nicht bewusst war, können bei dieser Untersuchungsform erst gar nicht in die Perspektive des Forschers geraten.

Zwei Argumente sprechen jedoch dafür, **auch** forschersstrukturierte Methoden zu verwenden¹¹:

1. Die Standardisierung. Wer etwa eine relative Aussage über Armut und Hunger in einer afrikanischen Gesellschaft machen will, wäre schlecht beraten, wenn er verschiedene Aussagen über die "Größe meines Feldes" gleich behandeln würde, ohne sich zu vergewissern, ob es sich um ein Feld in Eigentum, gepachtetes Feld, innerhalb der Verwandtschaft zeitweise überlassenes Feld oder nur um ein vom Sprecher verwaltetes Territorium eines größeren übergreifenden Besitzes handelt. Je nachdem, in welcher Weise zuvor die ökonomische Situation des Haushalts angesprochen wurde, mag der Befragte annehmen, dass er sich auch zur Fläche der Gemüsebeete seiner Frau äußern solle oder nicht. Hier sind vergleichbare Angaben nur durch eine **standardisierte** Befragung mit Standardisierung von Wortlaut und von Fragensequenz zu erreichen.

2. Ein forschersstrukturiertes Vorgehen ist auch dann angezeigt, wenn man Problembereiche oder Differenzen erkunden will, welche den Befragten als unwichtig oder als banal erscheinen. So kann ein Befragter etwa, um beim Beispiel des Feldbesitzes zu bleiben, unterstellen, dass der Forscher ja wisse, da es sich hier nicht um Eigentum sondern nur um überlassene Felder handele, da er ja schon länger im Gehöft lebt. Auch Heiratsformen haben für die Betroffenen einen solchen Grad von Banalität, dass es ihnen nur schwerlich einfiel, einem Fremden spontan davon zu erzählen oder ihn gar darauf hinzuweisen, dass keine Heirat ohne Brautpreis denkbar ist.

Forscherzentrierte Untersuchungsformen können aber in manchen Kulturen den Eindruck erwecken, der Forscher sei irre (Elwert 1983a). Beim Interview - im ursprünglichen Wortsinn: Verhör - bestimmt nur **einer** der Dialogpartner, welche Gesprächsgegenstände angeschnitten werden. Dies kann anmaßend, verrückt oder doch zumindest unsinnig erscheinen, da keine Gegenfrage möglich ist und insofern auch kein Austausch von Informationen im Sinne der wirtschaftlichen Kategorie der Reziprozität zustande kommt. Wenn etwa nur Ja/Nein-Kategorien als Antwortmöglichkeit vorgesehen werden, fühlt sich der Befragte zu unhöflicher Kürze gezwungen oder glaubt doch zumindest unterstellen zu müssen, dass den Fragenden, da er keine präzise Antwort hören wolle, die Sache nicht eigentlich interessiere.

Diese Probleme umgeht man mit subjektorientierten Untersuchungsformen. Wichtig ist es, hierbei herauszufinden, welches die Formen der Belehrung, des Gesprächs oder der Mitteilung sind, die einer Kultur immanent sind. Man nennt sie **emische** (kulturimmanente) Gesprächsformen. Wer sich auf subjektstrukturierte Mitteilungsformen einläßt, wird vieles erfahren, was er ursprünglich nicht erfragen wollte oder von dessen Existenz er nicht ahnte. Es wird uns die **emische Relevanzstruktur**, das was dem Gegenüber wichtig ist, mitgeteilt.

Exkurs: Die Ausdrücke emisch und etisch

Die Ausdrücke **emisch** und **etisch** (nicht ethisch!) verdanken wir Kenneth Pike. Er wies darauf hin, dass wir nicht nur in der Linguistik zwischen zwei Typen von Differenzierung unterscheiden müssen: 1. den Differenzierungen, welche in einer Kultur gemacht werden und 2. den Differenzierungen von Differenzierungen welche wissenschaftliche Beobachter aus einer Zusammenschau aller bekannten Differenzierungen entwickeln. In der Sprachwissenschaft unterscheiden wir so etwa zwischen phonemischen Differenzen (Unterschieden zwischen Lauten, welche den Sinn verändern) und phonetischen Differenzen (Unterscheidungen zwischen Lauten, welche in mindestens einer Sprache einen Sinnunterschied ausmachen - aber nicht in jeder). Von **phonemisch** und **phonetisch** leitete Pike die Ausdrücke **e-misch** und **e-tisch** als Bezeichnungen für alle immanenten bzw. aus Forscherperspektive herangetragenen Differenzierungen ab. (Während man gemeinhin **etisch** als Forscherperspektive mit universellem Anspruch definiert, möchte ich **etisch** als Differenzierung der Differenzierungen definieren; vgl. Müller 2001).

Die emische Relevanzstruktur, welche wir vor allem durch Selbstzeugnisse (Autobiographien, Dorfgeschichten, Mythen und so weiter) erfahren, ist insofern wichtig, als sie uns etwas über den inneren Zusammenhang verschiedener Institutionen einer Gesellschaft mitteilt, so wie ihn die Akteure in dieser Gesellschaft sehen.

Eine wohl in jeder Kultur vorkommende Gesprächsform ist das Lehr- oder Expertengespräch. Das Lehrgespräch mag freilich auch die Form des "Vormachens" haben: Das heißt, jemand demonstriert uns physisch eine Fertigkeit und gestattet, dass man sich durch Nachfragen dessen vergewissert, was man sieht.

¹¹ Zur Diskussion der Stärken und Schwächen der verschiedenen Ansätze siehe Kohli 1981.

4.2 Methodisches Arbeiten als Form der Handwerksethik

Dass wir beim wissenschaftlichen Arbeiten unsere Quellen zitieren, ist anders, als viele Studenten meinen, keine Marotte, welche Belesenheit demonstrieren soll (das mag sie sekundär sein), sondern ist eine handwerkliche Regel, welche aus der institutionellen Konstitution wissenschaftlichen Arbeitens folgt. Wenn wir uns diese Konstitution unserer Arbeitsbedingungen vergegenwärtigen, erkennen wir, dass **Überprüfbarkeit** ein wichtiges Kriterium bei der Entwicklung und Anwendung sozialanthropologischer Methoden ist und sein muss. Dass Erkenntnisgewinn als eigener Code ausdifferenziert wurde und so die Wahr/Falsch-Frage von der Differenz 'mächtig oder ohnmächtig' abgekoppelt wurde, war eine schwierige Errungenschaft gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse (Luhmann 1981), eine Errungenschaft, die es immer wieder zu verteidigen gilt, weil sie ausgesprochen folgenreich für die Selbstbeobachtung und Selbstveränderung von Gesellschaften ist.

Wissenschaft wurde insofern zu einem "destruktiven" Prozess, bei welchem liebgewordene Wissensbestände immer wieder auf das, was gegenüber den neuesten Erkenntnissen haltbar ist, durchgekämmt werden. Diese kontinuierliche Überprüfung setzt voraus, dass Information überprüfbar angeboten wird. Wir haben es also mit einer Produktion von Wissen unter der Prämisse von Misstrauen zu tun. Wissen erscheint hier nicht mehr als Offenbarungswissen, als ein Wissen dessen Wahrheit durch die Person des Sprechers gewährleistet ist, sondern als eines, dessen Wahrheit über "Methode" erreicht wird und immer überprüft werden muss. Versuche, Wissenschaft mit "spiritueller Erkenntnis" zu "versöhnen", müssen daher scheitern. Das Postulat der Überprüfbarkeit erfordert in unserem Zusammenhang erstens, dass wissenschaftliche Quellen aus denen man seine Argumente bezog, oder welche man kritisiert, zitiert werden, so dass jemand anders die eigenen Aussagen an den entsprechenden Texten überprüfen kann; es erfordert zweitens, dass die Daten einer Feldforschung in überschüssiger Weise dargeboten werden. Das heißt: zusätzlich zu den Informationen, welche der Leser braucht, um die Argumente nachvollziehen zu können, muss man auch Informationen angeben, welche eine Konsistenzprüfung oder unter Umständen sogar Replikation der Untersuchung ermöglichen.

Damit die Informationen gegen den Strich gebürstet werden können, müssen Informanten, sowie Zeit und Ort der Gespräche benannt werden. Gewiss gibt es Situationen, in welchen man Informanten, die sich kritisch äußerten, vor der Macht der Kritisierten schützen muss. Hier liegt eine Anonymisierung nahe (erzwingt aber keineswegs in jedem Fall, dass das Geschlecht und das Alter der Befragten unterschlagen werden). Im allgemeinen jedoch erscheint die berüchtigte Praxis der Anonymisierung von Felddaten als ein billiger Trick, um zu verhindern, dass jemand anders an der gleichen Stelle die gleichen Informanten noch einmal befragt und so unter Umständen Missverständnisse oder schiere Konstrukte aufdeckt. Diese Direktüberprüfung ist selten. Häufiger ist es, dass bei bedeutenden Werken viele Jahrzehnte später die zu diesem Zweck im Archiv des Instituts niedergelegten Feldforschungstagebücher konsultiert werden. Für den kritischen Leser hingegen ist es notwendig, dass die emischen Gesprächsformen geschildert werden und dass die Rolle des Forschers im Feld charakterisiert wird, um so mögliche Schlagseiten der Beobachtung erkennen zu können.

4.3 Vom Ideal des Holismus zum kreuzperspektivischen Methodenbündel

Die klassische sozialanthropologische Feldforschung zeichnet sich durch ein Ideal aus, welches so unerreichbar ist, dass es schon irreal ist: den Holismus (von griechisch: *holos* = ganz). Der Anspruch ist, eine Gesellschaft in ihrer Ganzheit zu erfassen. Sozialanthropologie, welche ihr empirisches Fundament in Feldforschung nicht vergißt, kann und darf sich nicht in Bindestrich-Sozialwissenschaften, wie Religions-Ethnologie, Wirtschafts-Soziologie, Agrar-Soziologie oder Mikro-Politologie aufsplittern lassen. Der Anspruch besteht, immer die Ganzheit (auch Totalität) einer Kultur zu erfassen. Man weiß, dass der Funktionszusammenhang des Politischen nicht ohne ein Verständnis der materiellen Kultur, dass die materielle Kultur nicht ohne ein Wissen um wirtschaftliche Zusammenhänge und ihre religiöse Interpretation verstehbar sind usw.

Die Spezialisten der verschiedenen Sozialwissenschaften haben auf diesen Einwand allerdings eine überzeugende und legitime Antwort gefunden. Man kann die Erkenntnisse der Nachbardisziplin über die gleiche soziale Struktur einklammern und dann nutzen, als seien die Annahmen hierüber schon gesichert und sie damit zugleich doch einer späteren Revision offenhalten. Dies ist ein legitimes Vorgehen. Wenn dies aber der einzige Ansatz im Konzert der Sozialwissenschaften werden würde, begäben wir uns der Chance zu erkennen, dass bisweilen unsere Disziplingrenzen fragwürdig gezogen sind oder sogar nur ein Konglomerat von Zusammenhängen abgrenzen.

So hatten etwa zwei Generationen von Religionsforschern die "religiösen" Geheimbünde der Männer in einer bestimmten Gegend Kameruns anscheinend zureichend beschrieben, bis ein Feldforscher zeigen konnte, dass den eigentlichen Zusammenhang dieser Männerbünde eine innere ökonomische Struktur des Gelderwerbs (durch Vermittlung von wehevollen Initiationen) und eine politische Funktion (die Monopolisierung von Macht für eine bestimmte Gruppe) ausmachte. Wer diese Bünde nur als Religion behandelt hatte, war einer aus strategischen Gründen entwickelten Fassade, die hier weniger die Protagonisten als vielmehr ihre Gegner er-

richtet hatten, aufgesessen. Als religiös etikettiert ließen sich diese Bünde besser als legitime Konkurrenz der modernen Religion ausgrenzen (Heinrich Balz 1984).

Um aber die Feldforschung nicht mit letztlich nie einlösbaren Ansprüchen zu überfrachten, sollten wir meines Erachtens den Holismus nicht als Anspruch Totalität zu erfassen uneinlösbar formulieren. Sondern wir sollten ihn operationalisieren als methodologische Systematisierung des **kreuzperspektivischen** Vorgehens.

4.3.1 Kreuzperspektivisches Forschen als Reaktion auf die Vielfalt der Perspektiven

Insofern menschliche Gesellschaften einen systemischen Zusammenhang darstellen, spiegelt sich das Ganze im Einzelnen. Dies ist der Ausgangspunkt für Einzelfallethnographien. Wenn dem nicht so wäre, wären Verfahren wie die "dichte Beschreibung" (Clifford Geertz 1983) ein sinnloses Unterfangen.

Wir wissen jedoch auch, dass jede menschliche Gesellschaft einen widersprüchlichen Zusammenhang darstellt, dass trotz systemischer Kohäsion das Widerstreiten die Regel ist. Die Vernetzung der Menschen untereinander ist unvollkommen. Die Abbildung der Gesamtheit der gesellschaftlichen Institutionen und Verfahren auf den Einzelfall ist mehrfach gebrochen.

Daraus folgt für die Ethnographen die Pflicht, die Vielfalt der Perspektiven einzufangen¹². Die Perspektiven, die Blickrichtungen, sind geprägt durch unterschiedliche Kommunikationsmedien, durch differente Interessen und durch situationsabhängige Handlungsrahmen. Mit dem Begriff Medien sind die unterschiedlichen Formen der Information angesprochen¹³. Mit Interessen wird auf Unterschiede der Rollen, der Berufe und der jeweiligen Vernetzung hingewiesen. Die Handlungsrahmen unterscheiden sich durch Kurz- oder Langfristigkeit, durch starke oder schwache Abhängigkeit des Einzelnen vom Einwirken anderer.

Diese Unterschiede der Perspektiven zwingen uns, den gleichen Gegenstandsbereich aus unterschiedlichen Winkeln zu beobachten. Dies wird auch die Methoden-Triangulation genannt¹⁴. Die Anwendung unterschiedlicher Methoden und unterschiedlicher Blickrichtungen ergibt jedoch nicht notwendigerweise eine präzise Ortsbestimmung, wie die aus der Landvermessung entlehnte Metapher der Triangulation suggerieren könnte. Das Kreuzen der Perspektiven kann auch Gegensätze enthüllen, ohne dass eine darüber hinausgehende Annäherung an die historische Realität erreicht wird.

4.3.2 Die Spreizung der Zugangswege als methodische Antwort

Charakteristisch für kreuzperspektivisches Forschen ist es, dass das Wissen um die Differenz der Perspektiven zu einer Variation der Zugänge führt, welche das Spektrum der Methoden und Gesprächspartner aufspreizt.

1. Variation der Gesprächspartner.

Bei der Auswahl der Gesprächspartner sollte darauf geachtet werden, dass in Bezug auf die ökonomische Situation sowohl Reiche als auch Arme, im Bezug auf das Alter sowohl Alte als auch Junge und nicht zuletzt bezogen auf das Geschlecht sowohl Männer als auch Frauen ausgewählt werden. Diese Bipolaritäten können nur ein Anhaltspunkt sein. Wenn in einer Gesellschaft mehr emische (kulturimmanente) Kategorien des ökonomischen Status als nur "Arm" und "Reich" vorhanden sind oder mehr Altersklassen als die Differenzierung "Alt"/"Jung" ausdrückt, müssen die Gesprächspartner der Vielzahl dieser Kategorien entsprechen.

2. Variation der Medien.

Auch in der Form des Zugangs zur Information bedarf es der Variation. Die Beobachtung – auch des Non-Verbalen – muss neben dem Gespräch stehen. Die Gespräche werden sowohl individuell als auch in Gruppen geführt werden müssen. Auf jeden Fall benötigen wir sowohl befragergesteuerte Gespräche (Interviews) als auch gastgebergesteuerte Gespräche (Lehrgespräche). Die Informationen können auch "gelesen" werden. Gelesene Information ist nicht nur die, welche in schriftlichen

¹² Die Notwendigkeit schon im Alltag sich die Perspektiven anderer Akteure zu eigen zu machen, wurde von George Herbert Mead(2000) analysiert.

¹³ Ich verwende den Begriff Medien hier eher im umgangssprachlichen Sinn als in dem Talcott Parsons.

¹⁴ Vgl. Ralf Bohnsack 1991 und ähnlich Yvan Droz 1997.

Texten vorhanden ist, sondern kann auch die visuelle Darbietung sein, welche Rituale, Körperschmuck oder Architektur bieten. Auch dies sind Informationen, welche von denen, welche sie erzeugten, zum "Lesen" angeboten wurden.

3. Variation der Rahmen.

Je nachdem, ob Gesellschaft als Tageslauf, als Jahreslauf oder als Lebenslauf betrachtet wird, werden jeweils andere Dinge in den Vordergrund gerückt. Bei der Befragung und Beobachtung muss sowohl spezifisch das Augenmerk auf das Alltägliche als auch auf das Außeralltägliche gerichtet werden (vgl. Malinowski 1922). In einer Gesellschaft mag zwischen Privatem und Öffentlichem und evtl. noch weiteren Rahmen des Informationszugang geschieden werden. Auf jeden Fall wird jede Ethnografie sowohl die Perspektive der Reproduktionsarbeit (Arbeit zur Ernährung und Hausarbeit) als auch die des Heilens und nicht zuletzt die der Konflikte aufnehmen müssen.

4. Thematisierung der Perspektiven.

Mit einer Variation der Perspektiven ist es nicht getan. Es wäre schön, gäbe es eine Liste der Perspektiven, welche man jeweils nach einem entsprechenden Interview oder einer entsprechenden Beobachtung als erledigt abhaken könnte. Die Perspektiven selbst stehen jedoch in einer Relevanzordnung zueinander, welche nach Situationen variiert und keineswegs von allen Menschen innerhalb einer Gesellschaft geteilt wird. Wir benötigen nicht nur eine Abbildung der dominanten Ansicht, sondern als notwendiges Element der Ethnografie auch die Sicht der Marginalen und der Außenstehenden. Wenn wir um die Flexibilität der Perspektiven wissen, kommen wir nicht umhin, auch nach der Wahrnehmung des Forschers/der Forscherin zu fragen. Welche Rollenkonstellation formte die eigene Wahrnehmung? Wenn dies offengelegt wird, wird eine mögliche Quelle einer schlagseitigen, d. h. extrem unvollständigen, Interpretation (eines *bias*) erkennbar.

Beschränkungen in der Form unseres Zugangs werden uns deutlich, wenn wir die Sprache der Kommunikation und die gesellschaftsimmanent typischen Formen des Zeigens und des Sprechens (insbesondere die Formen von Interview und Gespräch) thematisieren. Das kreuzperspektivische Vorgehen ermöglicht es uns, nicht nur Typisches an einer Gesellschaft darzustellen, sondern auch, wie dieses Typische variiert und warum es variiert.

Wenn das kreuzperspektivische Verfahren sich auch im Bericht niederschlägt, emanzipiert es die Leser gegenüber den Autoren. Dadurch, dass Tagesläufe, Lebensläufe und ökonomische Situationen geschildert werden, kann man sich als Leser selbst ein Bild der vitalen (auf Überleben und Lebensgenuss bezogenen) Perspektiven der Einzelnen machen. Ein notwendiges Bestandteil kreuzperspektivischen Verfahrens ist die Konfrontation von gesellschaftlich immanenten Perspektiven mit dem, was die Forschung ergab. Wir müssen fragen: Was weiß die Gesellschaft über sich selbst? Dient z. B. Geschichte als Referenz? Was wird in der Geschichte oder im dramatischen Ritual typisiert, was wird kontrastiv herausgearbeitet? Und: was wird unterschlagen, vergessen und verdrängt? Wie verhält sich diese Darstellung zu der von uns als Forschern erfahrenen Realität?

Ein Problem des kreuzperspektivischen Arbeitens liegt darin, dass der Forscher skeptisch wird. Es beschädigt unsere Fähigkeit zum vereinfachenden Erzählen. Die als Vortragenden so begehrten anekdotischen *Storyteller* (Geschichtenerzähler) müssen die Vielfalt der Perspektiven fürchten. Kreuzperspektivisches Vorgehen ermöglicht andererseits auch schon bei kurzen Aufenthalten wesentliche Elemente gesellschaftlicher Organisation zu erkennen. Eine unterschiedliche Verteilung von Arbeit und Gütern, die Regeln der Austragung und Dämpfung von Konflikten und die Probleme einer gesellschaftlichen Selbstsicht werden schneller deutlich, als wenn wir nur dem einen "Gewährsmann" und seiner Weltsicht folgen.

5. Der Anspruch der Repräsentativität

Dass sich der Leser einer solchen Studie ein Bild von der gesellschaftlichen Vielfalt machen kann, setzt freilich voraus, dass der Leser nicht durch die Auswahl der Beispiele ein Opfer einer Willkür des Autors wird. Die Darstellung von Grundgesamtheiten und ihre statistische Aufbereitung ist hierfür Voraussetzung. Eine Möglichkeit hierzu kann die Zufallsstichprobe sein. Diese ist freilich nur dann hilfreich, wenn der auf der Zufallsauswahl beruhende soziale Kontakt nicht ein so hohes Misstrauen generiert, dass die Validität der Antwort ungenügend würde. In Situationen extremen Misstrauens bleibt immerhin als Grundziel die Darstellung der Spreizung der unterschiedlichen Lebenssituationen möglich. Die Vielfalt und dabei auch die Extreme abzubilden, ist das Ziel einer "anthropologischen Stichprobenbildung" (*anthropological sampling*). Dabei versucht man von vertrauten Personen ausgehend möglichst unterschiedliche, ja extreme Gesprächspartner zu finden. Die geschichtete Stichprobe (*stratified sample*) steht zwischen dem *anthropological sampling* einerseits und der repräsentativen Zufallsstichprobe andererseits (vgl. Kromrey 1998). Hierbei versucht man die sich abgrenzenden einzelnen Fallgruppen durch eine kleine Zahl von möglichst nach Zufall ausgewählten Personen zu repräsentieren. Wenn man die Zahlen der Personen aus diesen einzelnen Gruppen kennt, kann man später durch Gewichtung mit dieser Zahl von den erfassten Personen auf die Gesamtheit schließen. Durch die quantitative Darstellung von Variationen werden wir zu der Frage geführt, was Ursache von Variation sein könnte. Dies bringt uns von der Feldforschung dann zur vertiefenden Untersuchung einer beschränkten Anzahl von Parametern.

5 Ein Methodenbündel

Damit "Kreuzperspektivischen Vorgehens" nicht zum vielzitierten aber letztlich unerreichbaren Anspruch gerinnt, muss es operationalisiert werden. Daher möchte ich im Folgenden eine der möglichen Operationalisierungen in der Form eines "Methodenmixes" vorstellen, wie ich sie auch bei anderen Forschern beobachtet habe und selbst als Lehrforschungsprogramm¹⁵ unterrichtet habe (s. zum Methodenmix Burgess 1982: 163 – 168, zur Triangulation Bohnsack 1991 und Droz 1997, zu einem ähnlichen Methodenbündel Bierschenk + Olivier de Sardan 1997).

Zum Kernbestand dieses Vorgehens gehört ein Bündel von sieben Zugangsformen (Erhebungsformen und Erhebungszielen), bei welchem jeder einzelne Zugang wieder entsprechend der wahrgenommenen gesellschaftlichen Differenzierung, auf jeden Fall aber der Geschlechterdifferenz, weiter aufzuschlüsseln ist.

5.1 Protokoll

Das Tagebuch ist eines der wichtigsten Forschungsinstrumente. Hier berichten wir uns selbst über die Fettnäpfchen, in die wir getreten sind und darüber, was wir daraus erfahren haben. Ein erfolgreiches Protokollieren von Feldforschung zeichnet sich dadurch aus, dass wir nicht zwischen "persönlichen" und "wissenschaftlichen" Wahrnehmungen trennen - manche notieren beides in einem Tagebuch, andere führen zwei Tagebücher, die sie dann jedoch zusammen konsultieren. Wir sollten auch jene uns auffallenden Eindrücke notieren, welchen wir vorerst keine Relevanz im Zusammenhang des gewählten Forschungsthemas zumessen können. Vielen uns zufällig erscheinenden Beobachtungen können wir erst später einen Kontext zuordnen, vor dessen Hintergrund sich der Sinn ergibt. Das Geschenk, das wir einmal erhielten, mag später einmal als symbolische Anlehnung an Brautwerberitiale entschlüsselt werden. Was uns im Moment des Niederschreibens als eine persönliche Sorge erschienen sein mag und nur niedergeschrieben wurde, weil uns diese schriftliche Äußerung entlastete, kann sich bei der späteren Analyse als eine Schlagseite der Wahrnehmung (*bias*) entlarven.

5.2 Semantik

Unser Spracherwerb ist weitgehend etwas Spontanes. Wir sollten uns aber unseres Verstehens vergewissern, indem wir um die Erläuterung von Grundbegriffen oder Schlüsselbegriffen unserer Forschung bitten. Dabei müssen wir darauf achten, dass uns auch die Handlungskonsequenzen für bestimmte Handlungen mitgeteilt werden. Denn die Bedeutung eines Ausdrucks ist, wie in Abschnitt 3.3 ausgeführt, eingebunden in die Dreierbeziehung von sprachlichem oder nichtsprachlichem Signal, Handlung und Regel. Definitionen können uns über den tatsächlichen Inhalt eines Begriffs, über das, was er an Handlung bewirkt, täuschen. Dabei können wir auch auf Ausdrücke stoßen, die ihre Bedeutung wechseln, je nachdem in welchem Kontext sie verwendet werden: relationale Begriffe!

Die Versuchung ist groß, sich aus zeitökonomischen Gründen mit einem einzigen Informanten zu begnügen. Denn es ist sehr schwierig, Informanten zu finden, die so viel Empathie (Einfühlungsvermögen) haben, dass sie sich in die Situation des Sprachlernenden hineinversetzen können und entsprechend explizite, umschreibungsreiche Erläuterungen geben können. Eine Sprachgemeinschaft ist jedoch nie homogen. Männer, Frauen, Junge, Alte oder bestimmte Subkulturen unterlegen gängige Ausdrücke oft mit einer sehr spezifischen Bedeutung, die von dem bereits bekannten Gebrauch abweicht. Unterschiedliche soziale Milieus können je eigene Dialekte, sogenannte Soziolekte haben. Die Vielfalt der Sichtweisen von Herren und Sklaven, Männern und Frauen zeigt Olivier de Sardan (1982) bezogen auf die selbe Gesellschaft der Songhay in der schlichten Form eines Wörterbuchs der Begriffe für soziale Verhältnisse.

¹⁵. Bei studentischen Lehrforschungen sollte man sich das Ziel setzen, mit jeder dieser im Folgenden aufgelisteten Methoden zumindest einmal im angegebenen Minimalumfang gearbeitet zu haben. So verschafft man sich relativ rasch einen Überblick - ähnlich dem Vorgehen bei einem *rapid appraisal* nach Chambers (1991). Wichtiger noch ist, dass man sich bemüht, der Gesamtheit des gesellschaftlichen Zusammenhangs gerecht zu werden, wobei man gerade bei diesem Vorgehen deutlicher als bei monolithischer Methodenverwendung sich seiner Erkenntnisgrenzen sehr bewusst wird. Mit jeder Methode einmal Erfahrungen gemacht zu haben, erscheint mir dabei ein wichtigeres Ziel, als ein bestimmtes Forschungsthema erschöpfend "arbeiten" zu haben. Am Thema kann man leicht scheitern; die Erfahrungen - auch wenn sie Erfahrungen über die Schwierigkeiten einer Methode in einem bestimmten Kontext sind - wird man nicht verlieren.

5.3 Teilnahme und Beobachtung

Ob man in oder nach einer Forschungssituation seine Beobachtungen protokolliert, hängt sehr von der eigenen Rolle ab, die einem zugeschrieben wird. Mal verhindert die aktive Teilnahme, etwa bei der Jagd oder dem Fußballspiel, das Protokollieren. Mal erscheint es als unschicklich. Es kann jedoch auch sein, dass in Situationen, die uns als unschicklich erscheinen, nur das Protokollieren ein akzeptables Motiv für die eigene Anwesenheit ergibt. Schon diese Beispiele zeigen, dass die Teilnahme immer auch beobachtend ist und dass die Beobachtung fast immer auch als eine Teilnahme erscheint. Was die emischen (gesellschaftsimmanenten) Regeln hierfür sind, kann kein Feldforschungshandbuch vorhersehen. Die Feldforscherin und der Feldforscher müssen durch Versuch und Irrtum (*trial and error*) lernen. Urteilsvermögen für eine Situationsbeurteilung zu erwerben, gehört zu den professionellen Zielen der Feldforschung.

Da unser Gedächtnis je nach persönlicher Eigenart und je nach Situation unterschiedlich getreu Situationen wiedergibt, liegt es nahe, zeitgleich zu notieren oder die Situationen durch eine Tonband- oder Video-Aufnahme festzuhalten. Bevor man dies macht, muss man aber bedenken, dass allein das Transkribieren dieser Aufnahmen selbst für geübte Protokollanten mindestens das Vierfache der Aufnahmezeit beansprucht. Eine noch so große Menge von Aufnahmen kann nie die Analyse-Leistung unseres Gehirns ersetzen, zu der gerade in auch die Reduktion von Komplexität, das Weglassen, gehört. Zur Überprüfung dessen, was wir als signifikant im Gedächtnis behielten, ist aber das Protokoll unübertroffen. Damit diese Überprüfung nicht weniger komplex als unsere Intuition ist, müssen wir Missverständnis unwahrscheinlich machen und besonders, die in der Sprechweise mitschwingenden Anzeichen von Zweifel und Ironie aufnehmen. Dazu dienen die professionellen Standards des Transkribierens (Dittmar 2001).

5.3.1 Teilnahme an alltäglichen Prozessen

Im Gegenstrom zur Geschichte der großen Taten großer Männer etablierte sich eine "Alltagsgeschichte", welche sich selbst als Sozialanthropologie verstand und nicht ohne Grund das alltägliche Handeln in den Vordergrund rückte¹⁶. Struktur kann man als Iteration verstehen, als das was sich in gleicher Form wiederholt. Insofern ist die Erforschung des Alltags unverzichtbar für eine Beschreibung von Gesellschaftsstrukturen.

Für die Feldforschung zentral ist die Teilnahme an den wichtigsten Arbeitsprozessen. Den Einheimischen mag dies oft lächerlich erscheinen, da die Reproduktionsbasis des Feldforschers ja von außen her gesichert ist und er oder sie nicht auf dem Feld arbeiten muss, um zu überleben. Wer diese Lächerlichkeitsschranke überwindet, macht dann jedoch bei dem Arbeiten und bei den Gesprächen in den Arbeitspausen oft Erfahrungen, die ihnen dieses Forschungsinstrument als zentrales Ereignis ihrer Feldforschung erscheinen lassen. Hierbei ist es notwendig, sowohl an Männer- als auch an Frauenarbeit teilzunehmen. Man erfährt Dinge, die derart alltäglich und doch zentral für die Gesellschaft sind, dass es für die Gesprächspartner schlicht zu banal war, sie in einem Gespräch jemals zu erwähnen.

Um zu erfahren, dass das Tragen von Wasserlasten auf dem Kopf, das so grazil fast balletartig erscheint, eine der schwersten Frauenarbeiten überhaupt ist und ihnen Kopfschmerzen beschert, welche sie für eine Zeit lang zu anderen Dingen unfähig machen oder doch zumindest behindern, musste ein Feldforscher (Roland Fett) erst einmal selbst diese Frauenarbeit auf sich nehmen.

Dass man nach der schweren Feldarbeit des Schwendens nicht unmittelbar von der groben Muskelanspannung der Schultern, mit dem festen Griff am Haumesser, umschalten kann auf die subtile Beweglichkeit der Handschrift, musste ich erst einmal an mir selbst erfahren, bevor ich die Schwierigkeiten mancher meiner Teilnehmer an der Alphabetisation nachvollziehen konnte.

Durch Arbeitsteilnahme erfährt man, durch die sinnliche Erfahrung angeregt, oft vieles über Produktionsverhältnisse oder über Fertigkeiten (*know how*), was im größeren Kreis bei alltäglicher Unterhaltung aus Schicklichkeit (etwa um sich selbst nicht hervorzuheben) nicht erwähnt wird. Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, dass wir als Arbeit nicht nur Arbeit im warenökonomischen Sinn (Lohnarbeit, Handwerkstätigkeit oder Beamtentätigkeit) verstehen sondern auch die Eigenarbeit (Subsistenzproduktion), die der Reproduktion dient (Essenszubereitung, Hausbau, Kinder tragen usw.).

¹⁶ S. z.B. E.P. Thompson 1968.

5.3.2 Teilnahme am Außeralltäglichen

Das Auslassen des Außeralltäglichen führt zu einer problematischen Verkürzung der Gesellschaftsicht. Die Ängste, die Freuden und Vorfreuden und nicht zuletzt die Korrekturen unserer Pläne werden durch Außeralltägliches vermittelt. Todesfälle, Feste, Konflikte und Konfliktregelungen wirken strukturierend auf den Alltag.

Auch hier sollten wir die Gelegenheit zur Teilnahme nutzen. Dies mag oft sehr willkommen sein, weil etwa Feste eine grandiose Gelegenheit zur Selbstdarstellung der Gesellschaft, wie sie gerne sein möchte, sind. Es mag aber auch ausgesprochen unwillkommen sein, insofern sich bei Konflikten oder Konfliktschlichtungen ein Spalt in der glatten Fassade von Einigkeit auftut, Peinliches sichtbar wird. Andere mögen uns hingegen eventuell gerne als Schlichter oder Bündnispartner in Konflikte hineinziehen. Für die Forscher mögen diese Ereignisse auch insofern unangenehm sein, als wir Ängste lieber verdrängen und nicht gerade in die Fremde gereist sind, um uns mit dem Schrecklichen und Angsterregenden auseinanderzusetzen. So ist es nicht überraschend, dass eine Anthropologie der Ängste zu den ganz seltenen Themen anthropologischer Forschung gehört, obwohl jeder zugeben wird, dass Angst Handlung strukturiert (vgl. Sigrid und Wolfgang Jacobeit 1986).

5.4 Zyklen der Zeit

Der Mensch zerlegt die Vielfalt der Erscheinungen in kleine oder große Zyklen, um Überblick zu gewinnen und das Handeln seiner selbst mit dem der Mitmenschen zu synchronisieren und insofern prognostizierbarer zu machen. Durch diese Zeitorganisation wird Spannung in Spannungsbögen gefestigt. Die wichtigsten Zyklen sind der Tageszyklus, der Jahreszyklus und der Lebenszyklus. Durch Befragungen und durch Beobachtung können wir sie erkunden.

5.4.1 Tageszyklus

Zumindest einmal sollte man eine Frau und einmal einen Man den ganzen Tag vom Aufwachen bis zum Zubettgehen begleiten, sie und ihn dabei beobachten, sich an der Arbeit beteiligen und auch den Zeitaufwand notieren. Natürlich wird der Tageslauf durch diese Begleitung nicht völlig typisch sein. Wir werden aber manches von den ungesagten Banalitäten erkennen, und wir werden manche subjektiven Zeitschätzungen durch unsere Beobachtungen korrigieren können.

Mir wurde durch eine solche Beobachtung deutlich, in welchem starkem Maße die Arbeit von Bauersfrauen bei den Ayizo zerstückelt ist. Stärker als Männer müssen sie mehrere Produktionsabläufe gleichzeitig im Auge behalten. Diese Differenz zu männlichen Arbeitsprozessen mag banal erscheinen. Hätte eine Hausfrau an meiner Stelle die Forschungen durchgeführt, hätte sie dies vielleicht schon antizipieren können; ist nicht aber auch die männliche Schlagseite (*male bias*) meiner Beobachtung auch korrigierenswert?

5.4.2 Jahreszyklus

Wenn auch die Beobachtung des Jahreszyklus nicht zur zentralen Legitimation langer Feldforschungsperioden dienen kann, muss sie jedoch als Thema präsent bleiben. Im Jahreszyklus kann die Gesellschaft sehr unterschiedliche Formen annehmen¹⁷. Je nachdem, ob Arbeitsanforderungen eher individuell oder kollektiv sind, ob man sich eher zurückziehen kann oder Gelegenheit zum kollektiven Feiern erhält, die Gesellschaft kann sich je in einem anderen Aggregatzustand zeigen. So wie Wasser chemisch das selbe bleibt, ob es als Flüssigkeit, Dampf oder Eis erscheint, so bleiben die Menschen in den unterschiedlichen Aggregatzuständen zwar die selben, ihre Reaktion auf die Umwelt ist jedoch nicht die gleiche. Ein Fremder wird je nach der Situation z. B. in völlig anderer Weise aufgenommen. Dies zu erfahren und erfragen muss unsere Aufgabe sein.

Wie der Jahreszyklus aussieht, wird sich aus männlicher Sicht anders als aus weiblicher Sicht darstellen und wird auch bei Informanten aus unterschiedlichen Subkulturen (insbesondere entlang der Differenz Junge/Alte) erhebliche Unterschiede ergeben. Hier kann keine Beobachtung zureichend sein; hier ist ein systematisches Erfragen notwendig - auch um erwartete mögliche Variationen des Jahresablaufes erfassen zu können.

5.4.3 Lebenslauf

Der Erfolg der funktionalistischen Gesellschaftsinterpretation war darin begründet, dass wir Menschen tatsächlich Institutionen als Instrumente zur Erlangung bestimmter Ziele interpretieren. Die funktionale Erklärung aller Institutionen ist also nur

¹⁷ Dieser Gedanke wurde zuerst von Marcel Mauss (19) bezogen auf die Eskimo entwickelt.

eine Verlängerung dieser in jeder Gesellschaft erkennbaren Tendenz. Parallel zu dieser Erklärungsperspektive finden wir bei jedem Menschen aber auch eine andere Blickrichtung, die des Lebenslaufes. Das Erlebte ist Referenz zur Erklärung der Gegenwart. Unsere aktuellen Erklärungen sind Produkt sedimentierter Erfahrung. Durch Erfahrungsaufschichtung (Fritz Schütze) werden Erklärungsmuster ausgesondert, verändert oder neu entwickelt. Unser eigenes Verhalten orientiert sich an angenommenen zukünftigen Lebensläufen, wobei die uns bekannten Lebensläufe älterer Personen eine unumgehbare Orientierung darstellen (s. Martin Kohli 1978).

Die Erfassung von Lebensläufen wurde mit der deutschen Aufklärung zu einem eigenen (wissenschafts-)literarischem Genre. Gerade die "Erfahrungsseelenkunde" machte sich daran fest¹⁸. Der Verweis auf diese spezifische Tradition muss uns freilich auch dafür sensibilisieren, dass der Lebenslauf als Genre der mündlichen oder schriftlichen Literatur keineswegs universal ist. Sich Lebensläufe erzählen zu lassen, kann deshalb unter Umständen ein ausgesprochen mühseliges Unterfangen sein, wenn dies nicht zum Inventar der (mündlichen) Literatur gehört. Dabei können aber gerade die besonders knappen Lebensläufe, die besten Hinweise auf die Grundmuster der Lebenslauforganisation in einer Gesellschaft darstellen.

"Ich wurde in X geboren, zog dann zur Heirat zu meinem Mann nach Y und seit dem ist nichts geschehen." Der letzte Satz dieses Lebenslaufes drückt - für die einheimischen Zuhörer völlig unmissverständlich aus - dass diese Frau keine Kinder bekommen hat. Das heißt, dass ihr Lebenslauf untypisch ist, dass das dritte, eigentlich zu erwartende, Element im Lebenslauf einer Frau - die Geburt von Kindern - nicht eingetroffen ist.

Durch diesen extrem knappen Lebenslauf wird uns mehr über die Relevanzstruktur deutlich, als bei langen Texten.

5.4.4 Weitere Zyklen

Mit dieser Listung sind die Zyklen natürlich nicht erschöpft. In manchen Gesellschaften mag der Rhythmus der Markttag sehr wichtig sein, in anderen der Rhythmus der Initiationsfeiern der Alters- und Generationsklassen.

5.5 Systematische Information durch Gespräche

Interviews sind, wie oben ausgeführt, nicht alles. Wenn sie auch manchen Forschern als das bequemste Verfahren erscheinen mögen. Andere schrecken vor ihnen zurück und möchten "wie ein Fisch im Wasser" nur "spontane Gespräche" führen. Beides ist problematisch. Wir müssen auch auf die emischen Informationsweisen einer Gesellschaft eingehen (5.5.1). Zugleich müssen wir auch sehen, dass ein planloses Herumreden unsere Gegenüber irritiert. Sie mögen sich fragen, was der Zweck unseres Aufenthalts sei. Wir können und sollen nicht verstecken, dass unsere Neugierde auch zu forschersystematisiertem Fragen führt (5.5.2).

5.5.1 Emische Formen der Belehrung/Information:

Wenn wir uns auf die emischen Kommunikationsweisen einlassen, gilt es erst einmal zu erkunden, in welcher Weise Menschen der untersuchten Gesellschaften sich Wissen weitergeben oder auch sich amüsieren und dabei "ganz nebenbei" auch belehren. Zu den Lehrformen, die so für uns interessant werden, wird das Lehrgespräch gehören, die Dorfgeschichte, aber auch Kurzgeschichten und Witze. Der Verweis auf Witze mag merkwürdig erscheinen. Aber in manchen Sprechkulturen werden gerade der Witz oder der Rätselwitz dazu benutzt, um Jugendliche systematisch - bisweilen durch Wettbewerbe - im logischen Denken zu unterweisen. Ein Problem bei dieser Form der Aufnahme von Informationen liegt darin, dass unser Verhalten als banal und dadurch wenig relevant oder als Untätigkeit und dadurch vielleicht sogar als verdächtig erscheint.

¹⁸ Dass Franz Boas, der nie ein reiner Funktionalist war, die Lebenslaufperspektive in die Sozialanthropologie einbrachte, mag auch dieser deutschen Tradition geschuldet sein.

5.5.2 Fremdstrukturierte Information - Gruppeninterview, Einzelinterview

Hierzu gehören sowohl das **Gruppeninterview** als auch das **Einzelinterview**¹⁹. Wir müssen uns dessen bewusst sein, dass diese Formen der Information in der untersuchten Gesellschaft nicht notwendigerweise zu den emischen Kommunikationsformen gehören und entsprechend eine Irritation bei unseren Gesprächspartnern hervorrufen können. Wie oben bereits ausgeführt, ist aber auch diese Form der Information unverzichtbar, da manches im alltäglichen Gespräch nie thematisiert wird, weil es für die Einheimischen banal ist.

Auf den ersten Blick glauben die meisten Forscher das Einzelinterview vorziehen zu sollen, da in der Situation der Vertraulichkeit weitaus offenere Informationen zu erwarten sei. Dies mag für manche Personen und für manche Gegenstände auch zutreffen - man sollte auch deshalb nie auf Einzelinterviews verzichten; jedoch gibt es auch Konstellationen, in welchen die Einzelnen aus Angst schweigen. Sie weigern sich, als Individuen zu berichten, da sie befürchten, dass Irrtümer ihrer Darstellung, welche ohne Zuhörer unkorrigiert bleiben, von anderen später, wenn der Forscher sie reproduziert, als bewusste Desinformation interpretiert würden. Noch wichtiger erscheint mir aber, das was Streiffeler (1982) hervorhob, nämlich, dass die Einstellungen und Positionen, welche sich als Produkt einer Gruppendiskussion herauskristallisieren, weitaus näher am tatsächlichen sozialen Handeln sind, als das, was uns Individuen im Zweiergespräch anvertrauen würden. Diese beiden Gesprächsformen liefern uns also unterschiedliche Typen von Information und sind daher beide unverzichtbar (vgl. a. Morgan 1988).

5.6 Quantifizierende Verallgemeinerung

Eine zu Recht viel belächelte Schwäche von Ethnographen liegt darin, dass sie durch Bequemlichkeit, Sympathie für einen Gesprächspartner oder Naivität gegenüber der selbstbewussten Inszenierung eines autoritativ wirkenden Informanten dazu verführt werden, die Lebenssituation und Perspektive einer einzigen Person für die ganze Gesellschaft zu generalisieren. Deshalb sind verallgemeinernde Befragungen/Beobachtungen, welche uns die Vielfalt der Situationen und die Streuung quantitativer Daten zeigen, unumgänglich. Hierzu schlage ich zwei Wege vor: die Beschreibung der wirtschaftlichen Grundlagen, Ökographie, und die auf Streuung einer Merkmalsgruppe bezogene quantitative Verallgemeinerung

5.6.1 Ökographie

Wer aus dem Wissenschaftsbetrieb kommt, kommt damit aus einer weitgehend verbeamteten Produktionsstruktur für Wissen. Die Sorgen um das physische Überleben oder nur um die Altersversorgung treten in den Hintergrund gegenüber spirituellen und ästhetischen Zielen. Wer in einem Land der dritten Welt, als Bauer/Bäuerin oder Wildbeuterin/Jäger lebt, hat einen Lebenshorizont, in dem die Sorge um die Reproduktion unabweisbar im Vordergrund steht. **Ökonomie** hat hier einen völlig anderen Stellenwert, als für die Besucher aus der Fremde. So ergibt sich sehr häufig ein charakteristischer Hiatus: die Besucher interessieren sich etwa für den Humor in der mündlichen Literatur, während die Einheimischen diese Dinge zwar auch ganz nett finden, aber ins Zentrum ihrer Sorgen, Hoffnungen und Planungen die Ökonomie stellen.

Dieser emischen Prioritätssetzung dürfen wir nicht ausweichen. Wir dürfen die "ökonomische Basis" selbst dann nicht ausklammern, wenn wir eine Untersuchung über eine gut etablierte Oberschicht mit "anti-materialistischen Werten" durchführen; denn auch hier sind die Bedingungen der Reproduktion strukturierend für den Alltag und schaffen charakteristische Möglichkeitsräume für Ästhetisches, Spirituelles usw. Zur Ökonomie gehören freilich nicht nur die Warenökonomie sondern auch die Eigenarbeit (Subsistenzproduktion) und Gaben und andere Transferleistungen (siehe Elwert & Wong 1979).

Wir sollten daher von mindestens sechs Personen - je einer armen, reichen und mittleren Frau und einem armen, reichen und mittleren Mann - die wirtschaftliche Situation darstellen. Dazu gehören:

- die Aufwendungen und Einkünfte aus der Warenökonomie,
- die Anstrengungen und Früchte der Eigenarbeit und
- die Transferleistungen. Zu den Transferleistungen gehören die Gaben, Abgaben und intergenerationellen Transfers (wie z. B. das Erbe).

¹⁹ Siehe zum Interview die klassische Einführung von René König 1965.

5.6.2 Die themenbezogene Erhebung

Bezüglich der Fragestellung²⁰, die man selbst in den Vordergrund stellt, sollte man sich auch um die statistische Erfassung der Variation bemühen. Eine verbreitete Schwäche qualitativer Sozialforschung ist die vorschnelle Generalisierung vom Einzelfall her. Wer z.B. die mündliche Literatur erforscht, sollte wissen, wie die Bedeutung der mündlichen Literatur bei verschiedenen Menschen variiert - zwischen wieviel und wie wenig Interesse am Zuhören oder Erzählen. Wer sich für die Armut interessiert, wird wissen müssen, wie Feldbesitz und Ernährung in einem Dorf verteilt sind. Wer das Muster der Verwandtschaftsstrukturen erkundet, muss auch wissen, wie oft von diesem Muster abgewichen wird. Welches ist die tatsächliche Verteilung der Heiratsformen? Welche Verwandtschaftsgrade von welcher Verwandtschaftsseite leben tatsächlich zusammen? Wer sich nicht dem Verdacht aussetzen will, er/sie habe die Beispiele so ausgesucht, dass sie nur die eigene Theorie/das eigene Vorurteil bestätigen können, wird sich für eine Zufallsstichprobe entscheiden.

Bisweilen erregt es aber Misstrauen, wenn wir uns mit neugierigen Fragen an eine zufällig ausgewählte, uns nicht vertraute Person wenden. Dann ist es besser, eine geschichtete Stichprobe aus uns vertrauten Personen zu ziehen. Wir wählen dazu aus den verschiedenen Alters-, Geschlechts- und Berufskategorien jeweils mehrere Personen aus. Wenn wir können, werden wir dabei die einzelnen Gruppen proportional groß zu ihrem Anteil aus der Gesamtheit machen und innerhalb der Gruppen nach Zufall auswählen.

5.7 Indirekte Erfragung von Konflikten

Eine wesentliche Quelle von Erkenntnissen, welche sich in Ethnographien finden, sind Berichte Anderer über denkwürdige Ereignisse oder geheimgehaltene Konflikte, welche wir von Zeitzeugen oder dem Hörensagen nach aufzeichnen. Der Verweis auf solche Informationen nimmt oft den größten Teil ethnographischer Berichte ein, ohne dass der Umgang mit diesen Informationen als methodisches Thema in den ethnographischen Handbüchern auftaucht. Dabei sollten wir im Sinne der oben postulierten Glaubwürdigkeitsmodelle notieren, auf Grund welcher - generalisierbarer - Aussagen wir eine bestimmte Darstellung für richtig halten.

6. Nach dem Feldaufenthalt - die zweite Pase der Forschung

6.1 Der Kulturschock der Rückkehr

Lange Zeit war eines der beliebtesten Themen sozialanthropologischer Reflexion über die Feldforschung der "Kulturschock". Die plötzliche Konfrontation nicht vorhergesehener Verhaltensformen führe zu einer schockartigen Starre bzw. zu unvorhergesehenen Reaktionen beim Forscher. Weder bei mir noch bei den von mir ausgebildeten Studenten konnte ich einen Schock als Starre oder Verblüffung beobachten. Dies sagt natürlich nichts darüber, ob das Phänomen nicht doch bestehen **kann**.

Gewiss, der erste Tag in einem fremden Land oder einem fremden Ort bietet eine solche Vielzahl von Eindrücken, dass man diese nicht alle verarbeiten kann und vieles nur wie ein buntes ungeordnetes Mosaik in der Erinnerung bleibt. Wir finden auch ein krampfhaftes Festklammern an Alltagsritualen, wie der persönlichen Sequenz von Aufstehen, Körperreinigung bis zum Frühstücksei oder dem Füttern eines "Haustiers" (z.B. eines im Käfig gehaltenen Vogels) auch dann, wenn Tiere in dieser Gesellschaft nicht Gegenstand von Zuwendung sondern nur von Verzehr sind. Wir können auch eine nicht minder krampfhaft erscheinende Fixierung auf bestimmte Erklärungen der laufenden Ereignisse beobachten, wie die Behauptung von der Minderwertigkeit der untersuchten Menschen oder die Vorstellung verfolgt zu sein. Und nicht zuletzt finden wir auch die Reduktion von Komplexität durch Suff. Bei der Lektüre von Berichten über Kulturschock stieß ich auf Erfahrungen von Krankheit, Tod, Grausamkeit und Vertrauensbruch. Dies sind auch Erfahrungen, welche für Menschen, die in diesen Kulturen permanent leben, schockierend sind. Es wäre überraschend, wenn nicht auch zumindest ein Teil der fremden Forscher hiervon geschockt würde. Dass es nun aber gerade "**Kultur**" sei, welche hier schockt, ist damit nicht belegt.

²⁰ Hinweise auf mögliche Fragerichtungen ergeben sich auch aus Forschungen zu anderen Gegenden der Welt. Am Ende dieses Papiers findet sich eine Bibliographie, die hierzu Hinweise gibt.

Ein anderes Phänomen, welches wir vorläufig als den "Kulturschock der Rückkehr" bezeichnen können, scheint mir weitaus genereller beobachtet werden zu können. Schon die Situation der Feldforschung kann zu einer besonderen intellektuell kreativen Befassung mit jener Gesellschaft führen, aus der wir gerade ausgeist sind. Viele Feldforscher berichten (und das gilt auch für mich), dass sie selten so viele Träume über ihr Heimatland, über die unmittelbaren Beziehungen, in denen sie stecken, über verschobene Entscheidungen hatten, wie gerade in der Feldforschungssituation. In den Tagträumen reisen unsere Gedanken auffallend häufig zu abstrakten Überlegungen, welche unsere eigene Gesellschaft thematisieren.

In der Rückkehrsituation nun äußert sich diese phänomenologische Distanz als eine Fremdheit des Vertrauten. Wir nehmen Verhaltensweisen um uns herum bewusst wahr - so sind etwa die Körperbewegungen nichts Selbstverständliches mehr: ein Ernst, Entschlossenheit oder Belastung symbolisierendes Gehen, wie wir es tagsüber in den Städten Mitteleuropas sehen, erscheint uns wie eine gestische Scharade. Die Hektik, diktiert von "unabweisbaren Prioritäten", erscheint uns jetzt als entfremdende Fremdsteuerung nach fragwürdigen Zielen. Wir haben die automatischen Reflexe verloren, die uns ein spontanes und unhinterfragtes Mitmachen ermöglichen; wir haben eine phänomenologische Distanz gewonnen, welche uns zu betrachtendem Verhalten zwingen. Wer von einer Feldforschung zurückkommt, braucht häufig einige Wochen, bis er seine alte "Arbeitsfähigkeit" wiedergewinnt. Die Dringlichkeiten des studentischen oder des Berufsalltages erscheinen lächerlich gegenüber den existentiellen Nöten von Hunger, Verhaftungsgefahr, tödlichen Krankheiten oder Waffengewalt mit denen sich die Menschen auseinandersetzen, deren Leben man vor kurzem noch teilte. Die ungewollten Signale von Gestik, Mimik und Körperhaltung, die wir uns im vergangenen Zeitraum angeeignet haben, passen hier nicht mehr. Und jene, die wir hier erleben, erscheinen als Schauspielerei. Wir erleben Fremdheit und Fremdsein dort, wo wir es nicht erwartet haben.

6.2 Von der Fallstudie zur Generalisierung

Nach der Rückkehr und angesichts dessen, was die Menschen um einen herum beschäftigt, fragt man sich: Was bringt das einzelne Fallbeispiel. Manchmal wird die Einzelfallstudie in der Ethnologie so behandelt, als sei sie schon eine zuverlässige Beschreibung des Ganzen. Je mehr die Beschreibung literarisch aufgepeppt ist, desto eher sind wir solchen Unterstellungen geneigt zu glauben. Das hat aber nichts mit wissenschaftlicher Argumentation zu tun. Dass durch das literarisch (und implizit emotional) ergreifende Beispiel unser Blick gelenkt wird und Vorstellungswelten geformt werden, ist unbestritten. Diese Reflexion von Texten führt in wirksamer Weise zu Moden der Ethnographie.

Einen Wissenschaftsfortschritt in strengem Sinne erreichen wir jedoch nur dadurch, dass wir Aussagen, die über einen ganzen Gegenstandsbereich gelten, in einer solchen Weise als falsch erkennen, dass der Weg zu dieser Erkenntnis überprüfbar ist. Wenn der Allgemeinheitsausspruch einer wissenschaftlichen Aussage durch einen überprüfbaren Nachweis davon, dass die Realität anders ist, zerstört wird, sprechen wir von Falsifikation. Insofern ist der Wissenschaftsfortschritt ein destruktives Vorgehen.

Nach der Falsifikation einer bestimmten Anschauung können eingeschränkte Versionen dieses Theorems oder ganz neue - erst einmal kaum belegte - Hypothesen zu einem neuen Bild der Wirklichkeit führen. Insofern hat jedes neue Bild der Wirklichkeit den Charakter einer Arbeitshypothese. Ein wichtiger Teil des wissenschaftlichen Arbeitens besteht darin, dass Aussagen so formuliert werden, dass sie überhaupt überprüfbar sind. Das heißt z. B., dass Leerformeln - also Aussagen, die viel suggerieren, aber keinen präzise umschreibbaren Inhalt haben - aus dem Schatz der wissenschaftlichen Sätze ausgeschlossen werden (Topitsch 1967). Sowohl neue vereinfachende Generalisierung als auch neue Differenzierungen zu formulieren, gehört zur wissenschaftlichen Arbeit. Zu diesen Aussagen kann man sich überlegen, wie ein Gegenbeispiel aussehen müsste, um sie zu falsifizieren. D. h., wir erdenken Operationen, die eine generelle Aussage einer Überprüfung zuführt, wir operationalisieren. Operationalisierte Aussagen lassen sich falsifizieren.

Genau an dieser Stelle entsteht die große Bedeutung der Fallstudie. Mit der Fallstudie können wir allgemeine Aussagen falsifizieren. Wenn z. B. gesagt wird, dass nur Gesellschaften mit gemeinsamer Muttersprache die notwendige Kohäsion aufweisen, um als Wir-Gruppe zu bestehen, dann lässt sich dies durch ein einziges Beispiel einer Gesellschaft mit mehreren Sprachen, die sich als Wir-Gruppe (in diesem Fall "Stamm", "Ethnie") sieht, widerlegen (siehe z. B. Thomas Höllmann 1992). Warum man an dieser Stelle nie mit dem Satz kommen darf "Die Ausnahme bestätigt die Regel", werden wir unten sehen.

Im Allgemeinen ist es allerdings so, dass nicht erst die Operationalisierung formuliert wird und dann nach Fallbeispielen gesucht wird, sondern dass die Autoren von Fallbeispielen nach Anschlussmöglichkeiten suchen. Die Rezeption wissenschaftlicher Aussagen über ferne Gesellschaften oder auch die eigene endet oft in den Sackgassen "Exotismus" oder "Irrelevanz". Wenn man dies verhindern will, muss man suchen, welche beliebte oder verbreitete Anschauung über das Wesen des Menschen oder Merkmal einer bestimmten Gesellschaft von der eigenen Fallstudie widerlegt werden. Das Suchen nach Anschlussmöglichkeiten kennzeichnet in besonderem Maße die Ausarbeitung ethnologischer/sozialanthropologischer Feldberichte.

Bei der Präsentation ethnologischer Feldberichte kann es allerdings vorkommen, dass die Autoren im Widerstreit mit anderen Lehrmeinungen über das Ziel des Möglichen hinausschießen. Es mag etwa vorkommen, dass andere Autoren der Realität die Form B - nennen wir sie der Merkfähigkeit halber Be-Shoy - zusprechen, der Feldforscher jedoch die Form A - nennen wir sie An-Shtenn - sieht. Dann beweist sein Fallbeispiel vom Typ An-Shtenn noch nicht, dass die Realität in der beschriebenen Gesellschaft immer die Form An-Shtenn und nicht die Form Be-Shoy habe. So einfach lässt sich eine Beschreibung nicht durch eine andere ersetzen. Dann aber, wenn die anderen Autoren behaupten oder suggerieren, dass die Realität **immer** die Form Be-Shoy habe, kann das Einzelbeispiel diese Allaussage falsifizieren. Be-Shoy mag häufig vorkommen, aber nicht immer. Dabei kommt es auch darauf an, ob die Grenzen der Fälle, über die diskutiert werden klar sind. Reden wir z. B. von den Ursachen von Totschlag im Affekt, dann muss klar sein, dass Fälle von heimtückischen Mord in diesem Argumentationsbereich nichts beweisen. Die Menge der Fälle, die wir diskutieren, nennen wir Grundgesamtheit (siehe Kromrey 1998).

Wenn man nun die Mehrheit der Fälle, die zu einer Grundgesamtheit gehören, untersucht hat, dann kann man einen Fall als Beispiel im engen Sinn des Wortes Fallbeispiel verwenden und diskutieren, ob die Realität überwiegend, wie bisher angenommen, die Form Be-Shoy oder die Form An-Shtenn hat. Wenn man nirgendwo die Form B fand, kann man sagen, dass **wahrscheinlich** immer die Form A besteht. Dabei ist es allerdings notwendig, dass man - etwa im Anhang der Arbeit - dokumentiert, wie die untersuchten Fälle insgesamt aussahen, und inwiefern das Fallbeispiel repräsentativ ist. Wenn das Fallbeispiel aus einer repräsentativen Stichprobe stammt (auch hier muss man begründen, warum sie repräsentativ ist), dann kann man sagen, dass die Realität wahrscheinlich überwiegend oder wahrscheinlich ganz (wenn B nie auftrat) die Form A hat.

Wenn ein einzelner Fall einer allgemeine Anschauung widerlegt, wird dies oft mündlich (und bisweilen auch schriftlich) dadurch "repariert", dass man sagt, "Ausnahmen bestätigen die Regel". Moralisch gehört dieser Satz zu einer Klasse von Aussagen, wie "jeder Mann braucht kleine Lügen" oder "kleine Sünden verzeiht Gott". Logisch gesehen unterscheidet sich dieser Satz jedoch ganz erheblich, während die eben genannten Sätze möglicherweise wahr sind, so ist der Satz "Ausnahmen bestätigen die Regel" oder seine Variante "keine Regel ohne Ausnahme" logisch falsch. Eine Aussage über eine angebbare Menge von Fällen, die diesen eine Eigenschaft zuschreibt - eine Allaussage - ist eine der Formen, die Regeln annehmen können. Es handelt sich, genauso wie bei Rechenregeln, um streng formale Operationen. Es lässt sich zwar beobachten, dass viele Kinder an den Mathematikunterricht mit der Vorstellung herangehen, dass zwar die Regel lautet, dass neun mal neun einundachtzig ist, dies aber nicht zwangsläufig immer so sei. Sie müssen bald zu ihrem Schrecken erkennen, dass formale Regeln sich durch ihre generelle Geltung von Verhaltensempfehlungen, die man vernachlässigen kann, oder normativen Regeln, die man unterlaufen kann, unterscheiden. Wenn Schülerinnen oder Schüler mit ihrem Lehrer versuchen, darüber zu verhandeln, ob nicht heute, "weil es so ein schöner Tag ist", neun mal neun ausnahmsweise auch mal 80 sein könne, so beweist das nicht, dass auch eine mathematische Regel eine Ausnahme haben könne. Es zeigt nur, dass hier formale Regeln und Verhaltensempfehlungen verwechselt werden. Die gleiche Verwechslung unterläuft jenen, die "Ausnahmen" zur Regelbestätigung verklären. "Keine Regel ohne Ausnahme" ist die komprimierte Form der hochtrabenden Verschleierung dessen, dass man bei einer falschen Generalisierung erappt wurde.

Nun hat die Wirklichkeit oft eine "sowohl als auch"-Form. Es findet sich sowohl der Typ A als auch der Typ B. In solchen Fällen finden wir häufig Ausdrücke wie "im allgemeinen A", "ausnahmsweise B", "häufig A", "überwiegend A", "ein starker Anteil von A" etc. All diesen Ausdrücken ist gemeinsam, dass sie umgangssprachliche Wendungen für eine quantifizierende Betrachtung sind. Wenn möglich, sollte man versuchen, die Einschätzung, die einer solchen Quantifizierung zugrunde liegt, nachvollziehbar zu machen. Der Weg hierzu ist der der Statistik. Entweder die Statistik betrifft die Gesamtmenge der Fälle, über die eine Aussage gemacht wird, das nennt man dann eine Erhebung der Grundgesamtheit, oder sie betrifft nur einen Teil, das nennt man dann eine Stichprobe (Siehe zu Stichproben Abschnitt : 4.3.4). Auch wer glaubt, eine qualitative Studie zu realisieren, wird dann, wenn er oder sie solche quantitativen Qualifizierungen einbringt gefragt werden, auf welcher Zählung denn diese Einschätzung beruht. Das zeigt uns, dass wir nie qualitative Forschungen durchführen können, ohne auch quantitativ zu arbeiten. Es gehört zum Erwerb von Orientierungswissen, dass wir ganz unbewusst schon Größenordnungen einschätzen. Auch die "Einzel"-fallstudie wird nie ganz auf den quantitativen Vergleich verzichten können.

6.3 Die Mühsal des Schreibens

Beim Auswerten und Schreiben empfiehlt es sich, zweigleisig vorzugehen. Einerseits erstellt man ein ausführliches Inhaltsverzeichnis aller Interviews, Tagebuchnotizen, Beobachtungsprotokolle, Transkripte und noch nicht versprachlichter Bild- und Tonaufnahmen. Andererseits formuliert man argumentative Kerne. Letzteres bedeutet, dass man Geschichten aus dem Gedächtnis aufschreibt oder nach einem Dialog mit anderen Forschern oder mit Vertrauten, das zu Papier bringt, was man ihnen klar machen musste oder wo man Widerspruch formulierte. Ersteres, das Erstellen eines Inhaltsverzeichnisses und Indexes, dient nicht nur dem Wiederfinden der eigenen Informationen. Es dient auch dazu, Dinge wider vor Augen zu bekommen, die man in der Erinnerung oder im Eifer des Argumentierens vereinfachend beiseite schob.

In den argumentativen Kernen wird man Anschluss suchen an bereits bestehende Debatten, man wird Widerspruch und Korrekturbedarf anmelden (siehe dazu 6.2). Damit die eigenen Äußerungen überprüfbar werden, wird man dabei immer auf

das eigene Material verweisen müssen. Die mündlichen Quellen müssen genau so zitiert und in einem Quellenverzeichnis erfasst werden, als seien es publizierte Texte. Der geistige Diebstahl an unseren intelligenten Informanten ist leichter zu bewerkstelligen als der aus gedruckten Quellen, aber er ist nicht minder schändlich. Nur in Ausnahmefällen ist eine Anonymisierung geboten (siehe 4.2).

Die Auswertung ist mühselig, denn Ethnographen leiden mehr als andere Sozialwissenschaftler unter dem Hiatus zwischen dem Erlebten und der Sicht ihrer Gesprächspartner einerseits und den Vorstellungen ihrer Leser. Aber sie kann auch faszinierend sein, denn sie ist eine Form der Arbeit gegossene (und insofern legitime) Realisierung der Lust an intellektueller Neugierde.

Schluss

Feldforschung wurde zum Gründungsmythos einer ganzen Fachrichtung. Dazu trug einerseits die Menge der verblüffenden und auch überzeugenden Einsichten bei, welche uns durch einige Feldforschungsberichte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts vermittelt wurden. Zum Mythos trug aber auch die gewollte oder ungewollte Verhüllung der Umstände von Erkenntnisgewinnung bei, welche die Protagonisten dieser Forschungen betrieben. Der Hiatus von Erleben und Bericht - die systemische Differenz von Relevanzstrukturen in der Erhebungssituation und Interessen derer, für die wir schreiben - ist unaufhebbar. Er führt immer wieder bei den Autoren zu Verformungen ihrer Wahrnehmung, verglichen mit der Beobachtungsfähigkeit in einem an Brüchen ärmeren und routinisierten alltäglichen Kontext. Dieser Hiatus konstituiert aber auch eine besondere Chance, nämlich die Erkenntnispotentiale des Fremden, welcher des Kaisers neue Kleider als das benennt, was sie sind, weil er nicht an Konventionen und Interessenkompromisse gebunden ist, Widersprüche und Verhüllungen unmittelbar erfährt und wiedergeben kann.

Die Erkenntnisinstrumente, welche der Feldforscher hierbei benutzt, sind erst einmal keine spezifisch wissenschaftlichen, dies ist die zentrale These dieses Papiers. Es sind dies der kreuzperspektivische Erwerb von Orientierungswissen, welchen wir in jeder Alltagssituation auch verfolgen, und die Selbstexplikation von Gesellschaft in Bruchsituationen. Mit anderen Worten: der Tritt ins Fettnäpfchen führt zur Belehrung. Die Aufgabe unserer Generation muss es sein, diese Wege der Erkenntnis nicht mehr mit dem Gestus unserer Gründer-Heroen im Halbdunklen zu lassen, sondern zu einem Bündel nachvollziehbarer und überprüfbarer methodischer Instrumente umzugestalten.

Die Argumentation dieses Papiers lässt sich so zusammenfassen: Informationen entstehen durch alltägliche Erkenntnisstrategien, die verfeinert aber nicht durch grundsätzliches Anderes ersetzt werden können; im Zentrum dieser Strategien steht der Erwerb von Orientierungswissen. Orientierungswissen ist immer auch Antizipation der Perspektive Anderer, ist kreuzperspektivisch. Kreuzperspektivisches Forschen lässt sich operationalisieren durch einen Methodenmix oder eine Methodentriangulation. Hierzu schlage ich ein Methodenbündel vor.

Keine menschliche Gesellschaft bietet sich dem Fremden in einer berichts-fähigen Form dar. Bis man die Komplexität des Erfahrenen zu einer Berichtsform destillieren kann, gilt es durch manche Schwierigkeit zu stolpern. Die Kategorisierungen und die Differenzen im Verhalten, welche sich einerseits als Ärgernis für die Erkenntnis erweisen, sind andererseits aber auch für die Erkenntnis relevante Formen der Organisation von Gesellschaft. Das verweist auf relevante Unterschiede zwischen der fremden und der eigenen Welt und bringt uns auf diesem Umwege zur Betrachtung des Eigenen zurück.

Dank

Für Fragen, Anregungen und Kritik zu diesem Text bzw. seinen früheren Versionen habe ich Bettina Berger, Thomas Bierschenk, Ralf Bohnsack, Tilo Grätz, Carola Lentz, Karola Elwert-Kretschmer, Anke Krüger, Ulrike Mietzner und Friedhelm Streiffeler zu danken. Einige der Formulierungen, die mir Felix Elwert, Florian Schlichting und Jörn Sommer vorschlugen, habe ich übernommen; zu anderen werden sie meine Entgegenungen in diesem Text und damit meinen Dank für den Dialog erkennen.

Bibliographien

A Zitierte Texte

- Agar, Michael 1996 (1980), *The professional stranger: an informal introduction to ethnography*. (2. Auflage). - San Diego: Academic Press.
- Balz, Heinrich 1984, *Where the faith has come to live. Studies in Bakossi Society and Religion I*. Basel & Stuttgart: Basel Mission.
- Barley, Nigel 1989, *Die Raupenplage*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Barth, Heinrich 1855/58, *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika*. Gotha: Perthes.
- Berger, Hartwig 1980, *Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Bierschenk, Thomas & Jean-Pierre Olivier de Sardan 1997, *ECRIS: Rapid Collective Inquiry for the Identification of Conflicts and Strategic Groups*, *Human Organization* 56: 238-244.
- Boas, Franz 1932: *Anthropology and modern life*. New York (Norton)
- Bohnsack, Ralf 1991: *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung*. Opladen (Leske + Budrich)
- Bowen, Elenor (alias Laura Bohannan) 1984: *Rückkehr zum Lachen. Ein ethnologischer Roman*. Berlin (Reimer)
- Burgess, Robert (ed.) 1982: *Field research - A Sourcebook and field manual*. London (Allen & Unwin)
- Castaneda, Carlos 1972: *Die andere Realität. Die Lehren des Don Juan*. Frankfurt/M. (März-Verlag)
- Chambers, Robert 1991: *Shortcut and participatory methods for gaining social information for projects*. pp. 513 - 537. In: Michael Cernea (ed.): *Putting people first - sociological variables in rural development*. Washington (World Bank)
- Clifford, James 1988: *The predicament of culture - Twentieth-Century Ethnography, Literature and Art*. Cambridge (Harvard University Press)
- Clifford, James and Marcus, George (eds.) 1986: *Writing culture - the poetics and politics of ethnography*. Berkeley (University of California Press)
- Dana, Richard Henry 1985 (1840), *Two Years before the Mast. A personal narrative*. New York: New American Library.
- Devereux, Georges 1984, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Dittmar, Norbert 2001, *Transkribieren – Ein Leitfaden für Forscher und Laien*. Leverkusen: Leske + Budrich.
- Droz, Yvan 1997, "Le recouplement des informations-: "Sur de la méthode qualitative" in, Sottas Beat, Hammer Thomas, Roost Vischer Lilo & Mayor Anne, *Le forum suisse des africanistes / Werkschau Afrikastudien*. Lit Verlag: Hamburg, pp.-35-46.
- Dürr, Hans-Peter (Hg) 1990, *Authentizität und Betrug in der Ethnographie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Elwert, Georg 1983a, *Ethnographie du chercheur sur le terrain*. In: *L'Ethnographie*, no. 90-91, S. 191-193.
- Elwert, Georg 1983b, *Theoretische Vorbemerkungen, Feldforschung und Methoden*. S. 22 - 44. In: *ders.: Bauern und Staat in Westafrika*. Frankfurt/M.: Campus.

- Elwert, Georg 2001, Boas, Franz (1858-1942). In: Neil Smelser + Paul Baltes eds.: International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences. Amsterdam: Elsevier: 1266-1270.
- Elwert, Georg und Giesecke, Michael 1987, Technologische Entwicklung, Schriftkultur und Schriftsprache als technologisches System. In: Burkart Lutz (Hg.) Technik und sozialer Wandel. Frankfurt/M.: Campus.
- Elwert, Georg + Ingrid Kummer-Hudabiunigg 1989, Spracherwerb im Kontext. Sozialanthropologisches Arbeitspapier Nr. 13, Berlin: das arabische Buch (jetzt: Hans Schiler Verlag).
- Elwert, Georg + Diana Wong 1979, Thesen zum Verhältnis von Subsistenzproduktion und Warenproduktion in der Dritten Welt. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Entwicklungssoziologen (Hg.), Subsistenzproduktion und Akkumulation, Saarbrücken: 255-278.
- Elwert-Kretschmer, Karola 1985, Haushalte zwischen Markt und Verwandtschaft. Entdörflichung und soziale Differenzierung in einem malayischen Dorf. Saarbrücken: Breitenbach Verlag.
- Erdheim, Mario 1982: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Evans-Pritchard, Edvard Evan 1937: Witchcraft, oracles and magic among the Azande. Oxford (Clarendon Press)
- Firth, Raymond 1961, We, the Tikopia: a sociological study of kinship in primitive Polynesia. (2. ed.) London : Allen & Unwin.
- Forster, Georg, (Hg.: Forster, Therese und Gervinus, Georg Gottfried) 1843, Georg Forster's saemmtliche Schriften. 9 Bde. Leipzig: Brockhaus.
- Garfinkel, Harold 1967, Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Geertz, Clifford 1972, Deep Play. Notes on the Balinese Cockfight. In: Daedalus 101: 1-37.
- Geertz, Clifford 1973, The Interpretation of Cultures. New York: Harper.
- Geertz, Clifford 1983, Dichte Beschreibung : Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme . Frankfurt am Main : Suhrkamp.
- Gluckman, Max 1963: Order and rebellion in tribal Africa. London (Cohen & West)
- Griaule, Marcel 1980: Schwarze Genesis. Ein afrikanischer Schöpfungsbericht. Frankfurt/M. (Suhrkamp)
- Hill, Jane 1988, Language, culture and world-view. In: Newmeyer, Frederick ed. Language: the socio-cultural context. Cambridge: Cambridge University Press: 14 – 36.
- Höllmann, Thomas 1992, Kritische Gedanken zum Ethnos-Begriff in der Völkerkunde - am Beispiel festländisch-südostasiatischer Bevölkerungsgruppen. In: Tribus Nr. 41: 177 - 186.
- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang 1986: Angst und Sicherheit. Glaube – Erfahrung – Manipulation. In: Jacobeit, Sigrid. Illustrierte Alltagsgeschichte Deutschlands. 1550-1810. Köln (Pahl-Rugenstein). S 97-123.
- Jeggle, Utz (Hg.) 1984: Feldforschung - Qualitative Methoden in der Kulturanalyse. Tübingen (Tübinger Verein für Volkskunde e.V.)
- Jeggle, Utz 1984: Verständigungsprobleme im Feld. In: Jeggle, Utz (Hg.) 1984: Feldforschung. Qualitative Methoden in der Kulturforschung. Tübingen (Tübinger Verein für Volkskunde e.V.), S. 93-112
- Josten, Siegmund 1990, Wer bestimmt die Spielregeln im Feldforschungsprozeß? Sozialanthropologisches Arbeitspapier Nr. 33. Berlin: Das Arabische Buch (jetzt: Hans Schiler Verlag).
- Kemelman, Harry 1978: Am Freitag schlief der Rabbi lang. Reinbek (Rowohlt)
- König, René (Hg.) 1965, Das Interview. Formen. Technik. Auswertung Köln/Berlin: Kiepenheuer.

- Kohl, Karl-Heinz 1987, *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnographie*. Frankfurt/M.: Campus.
- Kohli, Martin 1978, *Zur Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Kohli, Martin 1981, Wie es zur "biographischen Methode" kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, 10, 273-293.
- Kromrey, Helmut 1998, *Empirische Sozialforschung – Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung*. 8., durchgreifend überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen: Leske & Budrich.
- Kummels, Ingrid 1988: Mittler-Rarámuri und Erziehungsstrategien in Kabórachi (Nordmexiko). Alternativen zur Schulpolitik der mexikanischen Regierung. In: *Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* 9/1988. S. 24-36.
- Lentz, Carola 1989: Feldforschung als Interaktionsprozeß. *Sociologus* 39,2: 123-149.
- Luhmann, Niklas 1981, Die Ausdifferenzierung von Erkenntnisgewinn. In Nico Stehr + Volker Meja Hgg.: *Wissenssoziologie*. Sonderheft 22 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*: 101-139.
- Malinowski, Bronislaw 1967: *A diary in the strict sense of the term*. London (Routledge & Kegan Paul) (deutsch: Frankfurt/M.)
- Malinowski, Bronislaw 1984 (1922), *Argonauts of the western Pacific*. London (Routledge) (dt. *Argonauten des westlichen Pazifik*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Mauss, Marcel (mit Henri Beuchat) 1950 (1904/5), *Essai sur les variations saisonnières des sociétés Eskimos*. (Orig. in: *Année Sociologique* t. 9) In: idem: *Sociologie et Anthropologie*. Paris: Presses Universitaires de France. (Engl. Übers.: *Seasonal variations of the Eskimo*. London: Routledge & Kegan Paul).
- Mead, Georg Herbert 2000, *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. 12. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mead, Margaret 1978: *Brombeerenblüten im Winter. Ein befreites Leben*. Reinbek (Rowohlt)
- Meulemann, Heinz und Reuband, Karl-Heinz 1984: *Soziale Realität im Interview – empirische Analysen methodischer Probleme*. Frankfurt/M.: Campus.
- Morgan, David 1988, *Focus groups as qualitative research*. Newbury Park, Calif.: Sage.
- Müller, Ernst W. 2001, *Gesellschaft und Ethnologie. Aufsätze 1956 – 2000*. Münster: Lit: 125-136.
- Nadel, Siegfried 1947, *The Nuba. An Anthropological Study of the Hill Tribes in Kordofan*. London: Oxford University Press.
- Nadig, Maya 1987: *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch)
- Naroll, Raoul & Cohen, Ronald (eds.) 1973: *A Handbook of Method in Cultural Anthropology*. New York (Columbia University Press)
- Olivier de Sardan, Jean-Pierre 1982, *Concepts et Conceptions Songhay-Zerma*. Paris: Nubia.
- Parin, Paul und Morgenthaler, Fritz 1963: *Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen in Westafrika*. Zürich (Atlantis)
- Pike, Kenneth Lee 1967, *Language in relation to a unified theory of the structure of human behavior*. Den Haag: Mouton.
- Rudie, Ingrid 1994, Making sense of new experience. In: Kirsten Hastrup and Peter Hervik eds., *Social experience and anthropological knowledge*. London: Routledge: 28-44.
- Schütz, Alfred 1962: *Collected papers*. Den Haag: Nijhoff.

- Schütz, Alfred 1972, Der Fremde. In: Gesammelte Aufsätze (hg. von Richard Grathoff). Den Haag: Nijhoff.
- Schütze, Fritz 1980, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1.
- Searle, John 1997, Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Reinbek: Rowohlt.
- Shirokogoroff, Sergei Mikhailovich 1935, The psychomental complex of the Tungus. London: Kegan Paul.
- Streffeler, Friedhelm 1982, L'interview de groupe In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie Nr. 8: 129 - 140 (deutsch: 1991: Das Gruppeninterview in der Entwicklungsländerforschung. Ms. Berlin, Sektionstagung der Sektion Entwicklungssoziologie, 14. - 16. 11.).
- Streffeler, Friedhelm und Ngub`Usim 1984, Aufgaben der Aktionsforschung in Zentralafrika. In: Ewald E. Krainz (Hg.): Materialien zu alternativen Wissenschafts- und Forschungsansätzen. Wien: VWGÖ.
- Terray, Emmanuel 1988, Lettres à la fugitive. Paris: Odile Jacob (pp 36 - 48).
- Thompson, Edward P. 1968, The making of the english working class. Harmondsworth: Penguin.
- Thurnwald, Richard 1912, Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel, 2 Bände. Berlin: Reimer.
- Thurnwald, Richard 1921, Die Gemeinde der Bánaro. Stuttgart: Enke.
- Topitsch, Ernst 1967, Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung. In: Ernst Topitsch ed., Logik der Sozialwissenschaften. Köln: Kiepenheuer und Witsch: 17-36.
- Whorf, Benjamin L. 1942, Language, Mind and Reality. New York: Wiley.
- Wittgenstein, Ludwig 1976, Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

B Berichte von Feldforschungen

- Barley, Nigel 1989, Die Raupenplage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bowen, Elenor (alias Laura Bohannon) 1984, Rückkehr zum Lachen. Ein ethnologischer Roman. Berlin: Reimer.
- Burgess, Robert G (Hg.). 1982. Field Research: A Sourcebook and Field Manual. London: George Allen & Unwin.
- Elwert, Georg 1983, Theoretische Vorbemerkungen, Feldforschung und Methoden. S. 22 - 44. In: ders.: Bauern und Staat in Westafrika. Frankfurt/M.: Campus.
- Elwert-Kretschmer, Karola 1985, Haushalte zwischen Markt und Verwandtschaft. Entdörflichung und soziale Differenzierung in einem malayischen Dorf. Saarbrücken: Breitenbach Verlag.
- Fiege, Karin und Zdunek, Gabriele (Hg.) 1993: Methoden - Hilfestellung oder Korsett? Erfahrungen mit empirischer Sozialforschung in Afrika, Asien und Lateiname-rika. Saarbrücken: Breitenbach.
- Fischer, Hans (Hg.)1985, Feldforschungen - Berichte zur Einführung in Probleme und Methoden. Berlin (Dietrich Reimer).
- Lentz, Carola 1989: Feldforschung als Interaktionsprozeß. Sociologus •• S. 123-149
- Malinowski, Bronislaw 1967, A diary in the strict sense of the term. London (Routledge & Kegan Paul) (deutsch: Frankfurt/M. 1985).
- Mead, Margaret 1978: Brombeerenblüten im Winter. Ein befreites Leben. Reinbek: Rowohlt.

Nordstrom, Carolyn + Antonius Robben eds. 1995, *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*. Berkeley: University of California Press.

Terray, Emmanuel 1988, *Lettres à la fugitive*. Paris: Odile Jacob (pp 36 - 48).

Trenk, Marin + Dieter Weiß Hgg. 1992, *Bei fremden Freunden : studentische Feldforschungserfahrungen in Drittweltländern*. Münster u.a.: Lit.

C Methodenhandbücher und Artikel zu einzelnen Methoden

Agar, Michael 1996 (1980), *The professional stranger: an informal introduction to ethnography*. (2. Auflage). - San Diego: Academic Press.

Berg, Bruce L. 1989, *Qualitative Research Methods for the Social Sciences*. Boston usw.: Allyn and Bacon.

Berger, Horst und Wolf, Herbert F. (Hrsg.) 1989: *Handbuch der soziologischen Forschung*. Berlin: Akademie Verlag.

Bierschenk, Thomas & Jean-Pierre Olivier de Sardan 1997, *ECRIS: Rapid Collective Inquiry for the Identification of Conflicts and Strategic Groups*, *Human Organization* 56: 238-244.

Bogdan, Robert + Steven, J. Taylor 1985, *Introduction to Qualitative Research Methods. The Search for Meanings*. New York etc.: John Wiley & Sons.

Bohnsack, Ralf 1999 (1991), *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung*. 4. Auflage Opladen: Leske + Budrich.

Burgess, Robert G (Hg.). 1982. *Field Research: A Sourcebook and Field Manual*. London: George Allen & Unwin.

Chambers, Robert 1991: *Shortcut and participatory methods for gaining social information for projects*. pp. 513 - 537. In: Michael Cernea (ed.): *Putting people first- sociological variables in rural development*. Washington (World Bank).

Dittmar, Norbert 2001, *Transkribieren – Ein Leitfaden für Forscher und Laien*. Leverkusen: Leske + Budrich.

Friedrichs, Jürgen 1973, *Methoden empirischer Sozialforschung*. Reinbek: Rowohlt.

Gilli, Gian Antonio 1971, *Come si fa Ricerca*. Milano: Mondadori.

Girtler, Roland 1992: *Methoden der qualitativen Sozialforschung Wien/Köln/Weimar*: Böhlau.

Jeggle, Utz (Hg.) 1984: *Feldforschung - Qualitative Methoden in der Kulturanalyse*. Tübingen: Tübinger Verein für Volkskunde e.V.

Hansen, C.D. + Kahnweiler, William M. (1993). *Storytelling: An Instrument for Understanding the Dynamics of Corporate Relationships*. *Human Relations*, 46 (12), 1391-1409.

Hemstreet, Susan 1992: *The diary study in second language acquisition research*. In: *The ORTESOL Journal* Vol. 13: 56-72.

Kaase, Max, Küchler, Manfred und Feger, Hubert (Hg.) 1985, *Herausforderungen der Empirischen Sozialforschung Mannheim*: ZUMA.

König, René (Hg.) 1965: *Das Interview. Formen. Technik. Auswertung* Köln/Berlin: Kiepenheuer.

Kohli, Martin 1978: *Zur Soziologie des Lebenslaufs*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.

Kromrey, Helmut 1998: *Empirische Sozialforschung – Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung*. 8., durchgreifend überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen: Leske & Budrich.

- Lindner Rolf 1981: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde 77/1981: 58ff
- Loos, Peter + Schäffer, Burkhard 2000, Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirisch Anwendung. Opladen: Leske + Budrich.
- Meulemann, Heinz und Reuband, Karl-Heinz 1984: Soziale Realität im Interview – empirische Analysen methodischer Probleme. Frankfurt/M. (Campus).
- Schnell, Rainer, Hill, Paul B. und Esser, Elke 1988, Methoden der empirischen Sozialforschung. München: Oldenburg.
- Schütze, Fritz 1981, Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Hagen: Fernuniversität - Gesamthochschule.
- Streffeler, Friedhelm 1982, L'interview de groupe. In: Schweizer Zeitschrift für Soziologie Nr. 8: 567 - 590.
- Vansina, Jan 1985: Oral Traditions as History. London: Currey

D Klassische Texte der Feldforschung

- Bailey, F. G. 1969. Strategems and Spoils. A Social Anthropology of Politics. New York, NY: Schocken Books.
- Balz, Heinrich 1984, Where the faith has come to live. Studies in Bakossi Society and Religion I. Basel & Stuttgart: Basel Mission.
- Barth, Fredrik 1990 (1959), Political Leadership among the Swath Pathans. London: Athlone.
- Barth, Heinrich 1855/58, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika. Gotha: Perthes.
- Boas, Franz 1885: Baffinland: geographische Ergebnisse einer in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführten Forschungsreise. Petermans Mitteilungen Band 17, Supplement 80 Gotha: Perthes
- Boas, Franz 1888: The Central Eskimo. Sixth Annual Report. Bureaus of American Ethnology. Washington, D.C.:399-669.
- Boas, Franz 1909: The Kwakiutl of Vancouver Island. Yesup North Pacific expedition. Volume 5 No. 2. Leiden: Brill.
- Bohannon, Laura + Paul 1953, The Tiv of Central Nigeria. London: International African Institute.
- Bohnsack, Ralf + Peter Loos + Burkhard Schäffer + Klaus Städtler + Bodo Wild 1995, Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen: Leske + Budrich.
- Dana, Richard Henry 1985 (1840), Two Years before the Mast. A personal narrative. New York: New American Library.
- Evans-Pritchard, Edward 1940a, The Nuer. A Description of the Modes of Livelihood and Political Institutions of a Nilotic People. Oxford: Clarendon.
- Firth, Raymond 1961, We, the Tikopia: a sociological study of kinship in primitive Polynesia. (2. ed.) London: Allen & Unwin.
- Forster, Georg, (Hg.: Forster, Therese und Gervinus, Georg Gottfried) 1843, Georg Forster's saemmtliche Schriften. 9 Bde. Leipzig: Brockhaus.
- Fortes, Meyer 1959, Oedipus and Job in an African Religion. Cambridge: Cambridge University Press.
- Godelier, Maurice 1982, La production des Grands Hommes. Pouvoir et domination masculine chez les Baruya de Nouvelle-Guinée. Paris: Librairie Arthème Fayard.
- Goody, Jack 1962, Death, Property, & the Ancestors : A Study of the Mortuary Customs of the Lodagaa of West Africa. Stanford: Stanford University Press.

- James, Wendy 1988, *The listening ebony: Moral knowledge, religion and power among the Uduk of Sudan*. Oxford: Clarendon Press.
- Knorr-Cetina, Karin 1984, *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leach, Edmund R. 1993 (1964), *Political Systems of Highland Burma*. London: Athlone.
- Malinowski, Bronislaw 1984 (1922), *Argonauts of the Western Pacific*. London. Routledge & Kegan Paul.
- Martius, Carl Friedrich Philipp von 1867, *Zur Ethnographie Amerikas, zumal Brasiliens*. Leipzig: F. Fleischer.
- Meillassoux, Claude 1964, *Anthropologie économique des Gouro de Côte d'Ivoire*. Den Haag: Mouton
- Middleton, John 1992, *The World of the Swahili: An African Mercantile Civilization*. New Haven, London: Yale University Press.
- Miklucho-Maklaj, Nicolaj Nikolajewitsch o.J. (1946): *Tamo Russ - Reisetagebücher*. Berlin: SWA.
- Moore, Sally Falk 1986, *Social facts and fabrications: "customary law" on Kilimandjaro, 1880-1980*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mühlmann, Wilhelm E. & Robert J. Llyayora 1968, *Klientschaft, Klientel und Klientelsystem in einer sizilianischen Agro-Stadt*. Tübingen: Mohr
- Olivier de Sardan, Jean-Pierre 1984, *Les sociétés songhay-zarma. Chefs, esclaves, guerriers, paysans*. Paris: Karthala.
- Richards, Paul 1985, *Indigenous Agricultural Revolution: Ecology and Food Production in West Africa*, London: Hutchinson.
- Scott, James 1990, *Domination and the Art of Resistance. Hidden Transcripts*. New Haven and London: Yale University Press.
- Spittler, Gerd 1988, *Handeln in einer Hungerkrise. Tuaregnomaden und die große Dürre*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Thurnwald, Richard 1912, *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel*, 2 Bände. Berlin: Reimer.
- Thurnwald, Richard 1921, *Die Gemeinde der Bánaro*. Stuttgart: Enke.
- Turnbull, Colin, 1972, *The mountain People*, New York: Simon & Schuster.
- Waldmann, Peter 1990, *Militanter Radikalismus in Baskenland*. Frankfurt am Main: ••.
- Westermann, Diedrich 1935, *Die Glidy-Ewe in Togo. Züge aus ihrem Gesellschaftsleben*, Berlin: de Gruyter.

E Texte zu einzelnen Themenbereichen, die zu Fragen an die eigenen Beobachtungen anregen

Lust und Angst

- Bohannan, Laura, 1966, "Der angsterfüllte Zauberer", in Mühlmann, Wilhelm Emil/Müller, Ernst W. (Hg.), *Kulturanthropologie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch: 286-303.
- Malinowski, Bronislaw, 1983, "Ehe", in ders.: *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien*. Frankfurt a.M. ••

Macht

Bierstedt, 1967: "An Analysis of social power" in Coser, Lewis A./Rosenberg, Bernard: Sociological Theory. New York: Collier-Macmillan.

Bohannon, Laura, 1978: "Politische Aspekte der sozialen Organisation der Tiv", in Kramer, Fritz/Sigrist, Christian (Hrsg.): Gesellschaft ohne Staat. Band 1: Gleichheit und Gegenseitigkeit. Frankfurt a.M.: Syndikat.

Norm, Sanktion, Konflikt

Roberts, Simon, 1995 (1994): "Law and dispute processes", in Ingold, Tim (ed.): Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life. London: Routledge.

Elwert, Georg 2001, Conflict, anthropological perspective. In: Neil Smelser + Paul Baltes eds.: International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences. Amsterdam: Elsevier 2001: 2542-2547.

Produktion

Garine, Igor de, 1995(1994): The diet and nutrition of human populations, in Ingold, Tim (ed.): Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life. London, Routledge.

Ellen, Roy, 1995(1994), Modes of subsistence: hunting and gathering to agriculture, in Ingold, Tim (ed.): Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life. London: Routledge.

Ritual, Religion

Bloch, Maurice, 1989: "Symbols, song, dance and features of articulation: Is religion an extreme form of traditional authority?" In: ders.: Ritual, history and power. London.♦♦

Miner, Horace 1974, Das Körperritual der Renakirema. In: Leon Stover + Harry Harrison (Hg.): Anthropofiction. Frankfurt a.M.: Fischer: 205-210.

Sozialer Wandel

Leach, E. R., 1977 (1964): "The evidence from Kachin history", in ders.: Political Systems of Highland Burma. A study of Kachin Social Structure. London: Athlone.

Mühlmann, Wilhelm Emil, 1962: "Colluvies Gentium", in ders: Homo Creator. Wiesbaden: Harassowitz: 303-310.

Wirtschaften

Elwert, Georg, 1984, Verflechtung von Produktionen. In: Müller, Wilhelm/König, René (u.a.) (Hrsg.): Ethnologie als Sozialwissenschaft. Sonderheft 26 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: 379-402.

Gregory, C.A., 1995 (1994): "Exchange and reciprocity" in Ingold, Tim(ed.): Companion Encyclopedia of Anthropology. Humanity, Culture and Social Life. London: Routledge.

Wissen

Mühlmann, W.E., 1966, Erfahrungen und Denken in der Sicht des Kulturanthropologen, in Mühlmann, Wilhelm/Müller, Ernst (Hg.): Kulturanthropologie. Köln: Kiepenheuer & Witsch: 154-167.

Horton, Robin 1993 (1967), African traditional thought and Western Science. In ders.: Patterns of thought. Cambridge.♦♦